

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 25.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Die Alten und die Neuen.

Roman von A. Hautsly.

24. Fortsetzung.

Die abgestürzten Gesteinsmassen lagen gehäuft am Fuße des Plattenberges, eine Art Terrasse bildend. Nur einzelne Trümmerhaufen waren weithin ins Tal geflogen und hatten hier im Verein mit dem Wind und Luftdruck, den der Fall erzeugt und der seiner Wirkung voranging, die Schiefermagazine zerstört und eine Anzahl der zunächst stehenden Häuschen erfasst und demolirt.

In Trümmern standen sie da, gänzlich verschoben und zerklüftet, die Wände zusammengebrochen, die Dächer herabgerissen und weithin geschleudert; einzelne Balken und Sparren ragten in die Luft hinaus.

Hier gab es Verschüttete, Verwundete und Tote. Hier hatten sich die helfenden Männer, darunter viele von Amsee, zusammengefunden, um die Begrabenen zu befreien, die Verwundeten hinwegzutragen, die Toten zu bergen.

Man arbeitete mit Schaufeln und Beilen, die meisten nur mit den Händen. Von allen Seiten glaubte man ein Stöhnen und Jammern zu hören oder doch ein Wimmern. Es war vielleicht nur das Weinen des eigenen Herzens.

Der alte Frieder und sein blödes Kind, der kleine August, waren tot. Beide hatten in ihrer körperlichen und geistigen Hinfalligkeit die Katastrophe über sich ergehen lassen, ohne eine Bewegung zu ihrer Rettung zu machen. Das hinfallige Haus war über ihnen zusammengebrochen. Soeben hatte man sie als Leichen hervorgeholt. Jetzt brachte man aus einem Hause, das in der Nähe des Waldbaches halb umgestürzt lag, ein junges Weib, eine Wöchnerin. Sie war fast unbeschädigt unter den Trümmern hervorgezogen worden, aber sie wollte sich nicht fortbringen lassen, sie schrie nach ihrem Kinde, das in seiner Wiege neben ihr gelegen. Diese war bereits jutage gefördert, befand das Kind, das aus derselben herausgeschleudert worden, befand sich noch unter den Trümmern.

Elsa beachtete kaum diese Vorgänge, ihre Augen irrten umher, sie suchten unter dieser Anzahl von Männern, die in Gruppen hier Hilfe schafften und mit Anspannung aller Kräfte dem Rettungswerk oblagen, den Einen, nur den Einen.

Jetzt erblickt sie ihn. Er steht aufrecht auf den Trümmern des Hauses, so über seine Umgebung emporragend. Er gibt

einigen Männern Befehle, die nun mit Spaten und Haue weitergraben. Er selbst, über und über mit Schutt und Holzspähnen bedeckt, beginnt mit einem kurzen Werkzeug, mehr mit den Händen arbeitend, eine hölzerne Wand auseinanderzureißen, um das Darunterbefindliche hervorzuholen.

Elsa sind diese Details entzogen, sie ist wohl einige hundert Schritte von ihm entfernt, aber ihr scharfes Auge erkennt ihn deutlich. Sie bleibt stehen und im Gefühl ihrer Angstbefreiung faltet sie die Hände. Welches Glück, welche Beruhigung war es doch, ihn nur zu sehen, sich in seiner Nähe zu fühlen. Ihre Augen wachen über ihn, ihr ist, als müßten sie ihn beschützen und beschirmen können.

Jetzt bemerkt sie auch Cölestin, der, unweit von ihrem Gatten, zwischen den Trümmern steht und mit einem Beile arbeitet.

Er wendet sich gegen Arnold und ruft ihm zu, dieser springt über das Gerölle, um, wie es scheint, ihm beizustehen.

Beide arbeiten nun an dieser Stelle gemeinsam weiter, Seite an Seite, unermüdet, einträchtig, sich gegenseitig unterstützend.

Elsa trat Tränen in die Augen.

Der Mann, den sie für unversöhnlich gehalten, dem sie so oft wehe getan, und der an dem von ihr Begünstigten blutige Rache nehmen wollte, er hatte jetzt alles vergessen.

Der gemeinsame Schmerz um die Leiden anderer, die gemeinsame Gefahr, der sie sich ausgesetzt, in dem unausrottbaren Gefühl tiefer Menschlichkeit hatte sie in einem Augenblick zu Brüdern gemacht.

Sie segnet das Menschenherz, dessen inneres Wesen selbst die Güte ist und das in seiner Größe zum Ideal des Höchsten wird.

Jetzt wirft Cölestin das Beil von sich; die beiden bücken sich noch tiefer, sie knien nieder, ihre dunkel gelockten Häupter berühren sich, indes ihre Hände wühlend etwas herausarbeiten. Sie haben es, sie halten es, sie begrüßen es mit einem lauten Jubelruf, und Cölestin hebt es empor.

Es ist das Kind, das Neugeborene, es lebt, es schreit.

Die beiden Männer drücken es voll Entzücken abwechselnd an ihre Brust und küssen es, dann rufen sie die andern herbei, um ihnen das Gerettete zu zeigen.

Elfa, immer noch auf ihrem entfernten Plaze stehend, glaubt zu sehen, wie der Geliebte das zarte kleine Wesen sorgsam mit einem Tuch umwickelt und es einem der herbeigeilten Männer in die Arme legt.

Ihr Auge küßt ihn von der Ferne aus. Da läßt eine Bewegung Cölestins sie unwillkürlich nach diesem hin sehen.

Im jähen Sprung hat er sich aufgerichtet, er ist wie emporgeschwungen von Entsetzen. Seine Arme erheben sich und strecken sich beschwörend dem Berg entgegen.

Auch sie muß nach dieser Richtung hin blicken, und — ihre Augen vergrößern sich, ihre Lippen öffnen sich im Schreck und aus ihrer Kehle, die sich zusammenschürt, dringt ein Röcheln.

Da oben, da oben —! Die Bergwand, die so frei hervorragt, ist in Bewegung — sie spaltet sich — sie klast. Die Tannen da oben, ein Wald, sie legen sich um, wie Lehren vom Sturm gebeugt. Und nun ein Wanken und Zueinanderfallen, ein schauerliches Dröhnen — und losgerissen ist das Gestein von allen Seiten, und zu einem wilden Sprunge ausholend, stürzt der schwarze, zuckende Riesenleib senkrecht herunter.

Ein Krachen ist's, als ginge die Welt aus den Fugen, ein Donnern, ein Brüllen, das zur Gräßlichkeit gesteigert in den Bergen widerhallt.

Die felsige Masse ist auf das schon vorhandene Gestein wie auf einer Terrasse aufgefallen, aber sie kann unter der Wucht des immer nachstürzenden nicht verweilen und da sie in den felsigen Grund nicht hineingetrieben werden kann, so springt sie in die widerstandslose Luft hinaus.

All diese lagernden Massen werden von den nachfolgenden herausgequetscht, hinausgeschleudert mit unberechenbarer Gewalt, und sie fliegen nun horizontal einer Wolke gleich, die haus hohe Felsen mit sich führt, ins Tal hinaus. Rollend kommt es herangeflogen, in Stücken aneinanderstößend und wieder auseinanderfliegend, jeder Fels in andern Sprüngen.

Hier spritzt es nach oben wie in einem Bogen durch die Luft, indes der untere Rand fast eine gerade Linie bildet; man kann darunter hindurchsehen.

Elfa, betäubt, von Entsetzen gebannt, blickt nach dem Gatten. Cölestin hat Arnold gefaßt und reißt ihn mit sich fort.

Sie fliehen in rasendem Lauf — sie werden der Wolke entrimmen.

Da bleibt Cölestin plötzlich stehen; was tut er? will er sie erwarten? Er will es, er wendet die Brust ihr entgegen. — Aber Arnold stürzt vorwärts, immer vorwärts — er wird sich retten! — ja, er wird — Ah! Da rollt auch schon die Wolke heran — ein Poltern und Dröhnen — Entsetzen! Sie sieht sie über Arnold hinwegfliegen — sie sieht ihn noch darunter — eine Sekunde — dann ist alles verhüllt von Rauch und Qualm und Nacht.

Ein Orkan brüllt heran, der Erdboden zittert und der heulende Sturm hat nun auch sie erfaßt. Sie fühlt sich emporgehoben und wieder zu Boden geworfen, mit Erde und kleinen Steinen beworfen — sie verliert das Bewußtsein.

Die schwarze Wolke hat sich gesenkt, alles zudeckend, alles zermalmend in einem Augenblick.

Aber die Masse ist einmal im Schwung, der herabgestürzte Riesenleib ist zu fürchtlicher Lebendigkeit erwacht, und obwohl in Trümmer zer schlagen, scheint jedes Stück noch von einem besonderen Leben durchzuckt.

Die Massen können sich nicht beruhigen, und am Boden angelangt toben sie noch weiter und winden sich und bohren sich ineinander in entsetzlichen Zuckungen.

Einem Strom gleich wälzt es sich dahin, das Gestein in unverminderter Wut aneinanderstößend, sich überschlagend und wieder im Stoß aneinandertreffend, daß die Funken sprühen und ein tiefer Baß, wie der Ausdruck ihres zornigen Wesens, dazwischen brüllt.

Und außer diesem tiefen und donnernden Lärmen läßt sich ein hohes Quielen vernehmen, ein ohrenzerreißendes, gellendes Rauschen, erzeugt durch die wütendste Selbstzerstörung.

Das zerschmettert und zerschellt sich gegenseitig. Durch immerwährendes Aufeinanderstoßen sucht es sich zu verkleinern, zu zerreiben, bis es in dieser Reibung endlich seine Kräfte erschöpft hat.

Jetzt liegt es ruhig und bis zur Glut erhitzt. Unendlicher Staub ist aufgewirbelt und verfinstert die Luft und lagert sich allmählich über diesen Riesenleib, der noch immer atmet, und Dunst und Rauch ausströmt und stinkende, erstickende Dämpfe.

Da läßt sich ein abermaliges Donnern und Brausen vernehmen, und in Wogen, mit nicht minder verheerender Gewalt, kommt das Wasser einhergestürzt.

Der Waldbach war durch diesen zweiten Sturz verschüttet worden; nach einer Richtung hin durch das Gestein selbst eingedämmt, bricht er sich gewaltsam Bahn nach einer andern.

Das wildeinhertose Wasser hat sein Bett verlassen und stürzt nun in brausenden Katarakten über diese Blöcke hinweg. Es verschlingt den Staub und nimmt den heißen, verpesteten Dampf des Gesteins in sich auf. In hundert Arme sich teilend, stürzt er vorwärts, dem See entgegen.

Die Menschen, die in der Lahn außerhalb des Schuttstromes geblieben waren, sind geslohen.

Allmählich breitet sich Nacht über diese Stätte der Verwüstung — eine weiche, laue, friedliche Sommernacht.

26. Kapitel.

Georg war, der Verabredung gemäß, nach jenem Punkte herabgestiegen, wo er das Paar erwarten durfte, als die erste Detonation erfolgte, die in den Bergen schaurig widerhallte. Er deutete sie richtig. Die befürchtete und doch nicht erwartete Katastrophe war eingetroffen. Die heftigste Angst und Besorgnis um das Schicksal der Lahn hatte ihn sofort nach jener Seite des Berges getrieben, von wo er dieselbe übersehen konnte. Die Ortschaft schien ihm von dem Sturze unberührt geblieben, als er aber genauer hinsah, glaubte er zu bemerken, daß die Magazine und mehrere in dieser Richtung liegende Häuschen zerstört und ungerissen waren. Darunter mußte sich auch das Haus des Frierer befinden.

Sein alter Freund lag vielleicht unter den stürzenden Trümmern begraben, aber Eva und Sepp mußten bereits das Haus verlassen haben und nach der Villa gefahren sein.

Er begann zu laufen. Seine Angst und Beklemmung stiegen immer höher, und er war noch so weit von dem Orte des Unglücks entfernt.

Da erfolgte der zweite Sturz, gerade vierzig Minuten nach dem ersten.

Das Toßen und Krachen war fürchterlich. Er sah den Berg sich ablösen, sah, wie hierauf eine schwere, undurchdringliche Wolke, wie vom Sturm gejagt, vom Berge hinausfuhr über das Tal, dann verhüllte sich ihm alles in schwarzen Dampf und Staub.

Er folgte jetzt nicht mehr dem Wege, geradeaus stürzte er über Klüfte und Schluchten, wo kein Fuß sich sonst hinüberwagt. Er blieb auch nicht immer auf den Füßen, er glitt und kollerte abwechselnd, bis er an der Serpentine des Salzberges angelangt war, und nun wieder den Ausblick gegen die Lahn und zugleich gegen den See hatte.

Entsetzlicher Anblick! Die lachende Ortschaft war verschwunden. Nur der äußerste rechtsseitige Winkel der Lahn war verschont geblieben, sonst erinnerte nichts mehr an das Bestehende, Gewesene, alles war vernichtet in einem Augenblick.

Das Bett des Waldbachs war verschüttet und dieser raste nun in fesselloser Freiheit über den Schutt dahin. Die Schuttmassen aber zeigten in ihrem Dahinfahren ebenfalls die Bewegung eines Wasser- oder Lavaströmes: in der Mitte am mächtigsten, am weitesten vorgeschoben, hatten sie hier den See erreicht, während sie an den Seiten, wo auch die Schuttdichtigkeit abnahm, zurückblieben. Aber das Haus seiner Mutter, das letzte von Amsee, lag noch in der Richtung des Stroms. War auch dieses unter dem Schutt begraben? Uebermannt von

seinem großen Schmerz war er niedergesunken, sein Gesicht verhüllend.

Als er nach Minuten sich wieder erhob, erschien er fast in seiner Blässe und von erschreckender Düsterteit, aber er zeigte jene Entschlossenheit, die, das Schlimmste voraussetzend, auf alles gefaßt ist.

Er ging an der linken Seite des Schuttstromes dem See entgegen. Sein Blick suchte das Elternhaus und — fand es nimmer.

An seiner Stelle lag der Schutt noch meterhoch, aber hier war auch seine gegen Amsee weitest vorgeschobene Grenze und schon das unweit davon liegende Nachbarhaus war verschont geblieben.

Seine Mutter mußte sich dahin gerettet haben, es konnte nicht anders sein.

Die Türe dieses Häuschens stand offen; mit wankenden Knien trat er ein und sah sich um.

Hier brannte noch das Feuer am Herd, und das Abendessen, die Schotenjuppe, stand auf dem Tische, die Teller rundum und daneben die Löffel, aber keine Esser — sie waren geflohen.

Georg setzte sich auf einen Stuhl — die Füße trugen ihn nicht länger.

Nach einer Weile kam ein alter Mann, ein Salzarbeiter, herein und setzte sich ihm gegenüber, stumm und verstört.

So blieben sie eine zeitlang.

„Wo sind die Deinen?“ fragte endlich Georg.

„Die Kinder sind fortgerannt, das Weib auch, aber mein Sohn — der brave Keel —“

Er brach ab und nur mit der Hand wies er hinüber gegen den Schuttstrom.

Georg senkte den Kopf.

Und wieder sprachen sie nichts, dann fragte er leise und bebend: „Und meine Alte?“

Die Brust des Befragten hob sich krampfhaft:

„Kannst dir's nicht denken? Wir haben sie noch g'sehen vom Fenster aus, sie ist auf den Knien gelegen im Gebet — und wie der zweite Kracher kommen ist, da hab' ich noch einmal gegen ihre Tür' hing'schaut, ich hab' g'meint, sie müßt' herabstürzen wie wir alle — sie ist drin geblieben — sie hat erwartet, was ihr beschieden war.“

Die beiden Männer, das Herz zusammengeschnürt, blickten tränenlos, mit starren Augen vor sich hin. Ihre Lippen öffneten sich nicht mehr.

Es war ganz finster geworden in der kleinen Stube, die Nacht war hereingebrochen.

Jetzt stand Georg auf und reichte dem Alten die Hand.

Dieser nickte nur mit dem Kopfe.

Sie schieden. Keiner hatte für den andern ein Wort des Trostes.

Vor der Thür stieß Georg mit einem Manne zusammen, der eben herein wollte; es war Valentin.

Als die Brüder sich erkannten, sanken sie weinend einander in die Arme.

„Die Mutter, die arme Mutter“, schluchzten sie.

Reichliche Tränen erleichterten sie, und sie tauschten nun rasch Fragen und Antworten.

Valentin kam von der Villa drüben; er war dahin bestellt gewesen und hatte sie noch vor dem zweiten Sturz erreicht; er teilte Georg die neue Hiobsbotschaft mit, daß Arnold mit den Männern aus Niederndorf nach der Lahn gefahren, um den Berunglückten Hilfe zu bringen, und daß Elsa, die ihnen gefolgt war, ebenfalls noch vor der Katastrophe das diesseitige Ufer erreicht hatte.

Georg brach unter dieser Nachricht zusammen. Er hatte gemeint, daß das Maß seines Wehes nicht überschritten werden könnte, und nun öffnete sich ihm ein Abgrund neuer, wüthender Schmerzen.

Arnolds, des teuren Freundes Schicksal und das all dieser Braven war besiegelt; keiner von ihnen konnte entronnen sein, ein Leichenstein deckte sie alle — und Elsa, Elsa war also auch der Vernichtung anheimgefallen!!

Valentin aber suchte ihm, tröstend, die Ueberzeugung beizubringen, daß Elsa, die des Waldbaches wegen sicherlich weit links gelandet war und also in jenem äußersten Winkel sich befand, der verschont geblieben, garnicht Zeit haben konnte, bis nach dem Absturzgebiete vorzudringen. In jedem Falle hatte sie sich noch retten können. Er hatte auch schon in Amsee nach ihr geforscht, sie suchend war er hierhergekommen und er wollte nun, das Trümmersfeld übersehend, an jener Stelle der Lahn Nachschau halten, die weder das Gestein, noch das Wasser erreicht hatte.

Es war eine kleine, winzige Hoffnung, aber mit der Möglichkeit sie aufzufinden, sie lebend noch zu treffen, erstand Georg eine plötzliche Energie, eine eiserne Willenskraft.

Was galt ihm jetzt noch das eigene armelige Leben, er wollte es an die eine Aufgabe setzen, sie wiederzufinden oder untergehen!

Die Brüder betraten zusammen das Trümmersfeld, aber sie trennten sich bald. Vorsichtig schreitend, der Pfad war lebensgefährlich, und sorgsam spähend, verfolgten sie eine etwas verschiedene Richtung.

(Schluß folgt.)

Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse.

Von E. Klebs in Zürich.

(Schluß.)

Würde sich nachweisen lassen, daß pathologische Typen eine Uebereinstimmung mit schon bestehenden Racentypen darbieten, so wäre hiermit die Entstehung der letzteren durch pathologische Einflüsse wahrscheinlich gemacht und man könnte sich vorstellen, daß diese letzteren, indem sie in entlegener Zeit und durch lange Perioden hindurch eine Bevölkerung betroffen, dieser ihren besonderen Typus in dauernder Weise aufgeprägt haben.

Zu der Tat lassen sich solche Uebereinstimmungen zwischen pathologischen und Racentypen nachweisen. Größe, Form und Farbe sind die drei hervorstechendsten Qualitäten, nach denen die Racentypen definiert werden können.

Die erste dieser Eigenschaften, die Körpergröße, spielt bereits in den ältesten Dokumenten geistiger Tätigkeit des Menschengeschlechts eine hervorragende Rolle. Die Sage eines jeden Volkes weiß von Zwergen und Riesen zu berichten, welche entweder vereinzelt vorkommen oder in Schaaren ganze Gegenden bevölkern, Völkerstämme bilden. Ich erinnere an die Titanen

der griechischen Mythologie, deren Kämpfe mit den Göttern uns die pergamenischen Bildwerke neuerdings wieder lebhaft vor Augen geführt haben und die ihre gleichartigen Verwandten auch in der nordischen Mythologie besitzen; ferner an Polyphem, den einäugigen Riesen der Odyssee, der zugleich mit seinem einzigen inmitten der Stirn gelegenen Auge an Mißbildungen erinnert, welche auch gegenwärtig noch durch Verschmelzung der beiden Augenlagen entstehen und nach jenen Gestalten der griechischen Mythologie als Cyclopen bezeichnet werden. Riesenzahl, der Bewohner des Riesengebirges, wird von der deutschen Sage mit besseren Zügen ausgestattet, doch hastet auch ihm der Ruf des Ungechlachten und Törichtigen an, indem er der List eines schlauen Weibes unterliegt, wie Polyphem der List des klugen Odysseus. Viel menschlicher und zivilisierter erscheint das Riesenfräulein der deutschen Sage und ihr Vater, welcher jenes über den Wert des Bauern belehrt.

Um vieles lieblicher und anheimelnder sind die Zwergjagen.

Die kleinen Leute wohnen in den Tiefen der Berge oder in abgelegenen Gegenden in kleinen Häuschen und treten mit den Menschen in vielfachen, freundlichen Verkehr, sie melken die Kühe und säubern das Haus, Besorgte nehmen sie bei sich auf, wie Schneewittchen; bisweilen verleihen sie auch ihren Schützlingen Reichthümer, welche freilich nicht immer denselben zum Glücke gereichen. Werden ihre freundlichen Bemühungen mit Undank gelohnt oder auch nur ihr geheimes Wirken belauscht, so tritt eine auffallende Reizbarkeit und Heftigkeit hervor, die geradezu den Charakter der Rachsucht annehmen kann.

Die Sucht, welche beiden, den Riesen wie den Zwerggeschlechtern eigentümlich ist, sich mit Frauen der gewöhnlichen Menschen zu verbinden, deutet auf Hindernisse, welche die Erhaltung ihrer Art findet. Trotz großer Reichthümer, welche sie zu gewinnen wissen, ist ihre Existenz eine bedrohte und gehen sie gewöhnlich durch gewaltige Naturereignisse zu Grunde, welche mit ihrem Wohnort, dem Gebirge, zusammenhängen, wie die Felsstürze in den Titanenkämpfen oder die Ausbreitung der Gletscher bei dem Verschwinden der Zwerge, wie in König Laurins Rosengarten, dessen im Abendrot erglühende Zinnen auf Bogen niederschauen.

Sind das alles Ammenmärchen, erfunden von der abenteuernden Phantasie der Kinder und naiver Völker? Zu unserer Zeit, welche soviel Sagenhaftes aus dem Erdboden wieder ans Tageslicht gefördert hat, welche die Gestalten Homers in ihren Ueberresten und Wohnstätten uns wieder sichtbar vor Augen gebracht hat, kann man kaum mehr bezweifeln, daß der schaffende Menscheng Geist zu jeglicher Zeit seine Gebilde zunächst nach vorhandenen Mustern gestaltete, wobei freilich im weiteren Verlaufe des Fabulirens die Bildung unmöglicher Gestalten, wie der Centauren, nicht ausgeschlossen ist.

Selbst die Spuren ihrer Wohnstätten scheinen noch nicht gänzlich verschwunden zu sein, wie die cyclopischen Mauern in vielen Gebirgen Italiens und Griechenlands und die Heidenhüßli der schwyzer Alpen beweisen, welche letztere sich durch die auffallende Kleinheit der erhaltenen Mauerreste auszeichnen.

Wo aber sind ihre Bewohner geblieben? Nun, sie leben noch unter uns als Produkte pathologischer Einflüsse, hier und da in solcher Anzahl, daß sie den typischen Charakter einer ganzen Bevölkerung bestimmen. Und ferner, ihre Wohnstätten sind noch immer, wie in der Sage, die Gebirgsländer.

Die Zwerge der Sage werden in der Gegenwart repräsentirt durch die Kretinen, welche in ziemlich allen Gebirgen in gruppenweiser Verteilung angetroffen werden, während Riesenbildungen, allerdings mehr vereinzelte, in denselben Gegenden vorkommen. Was die ersteren betrifft, so wird niemand, welcher die eigentümliche Körpergestalt derselben jemals genau betrachtet hat, daran zweifeln können, daß sie es gewesen sind, welche der Volks Sage bei der Gestaltung der Zwerge zum Modell gedient haben.

Nicht allein die geringe Körpergröße kommt in Betracht, in viel höherem Grade noch die eigentümliche Gesichtsbildung, die eingedrückte breite Nasenwurzel, der weite Augenabstand, die vorspringenden Backenknochen, ferner der schleifende Gang; alles Besonderheiten, welche von einem vorzeitigen Aufhören des Längenwachstums der einzelnen Knochen abhängen. Auch die geistigen Eigenschaften der Kretinen entsprechen den Schilderungen der Zwerg Sage, indem sie, falls ihr geistiges Vermögen einigermaßen ausgebildet ist, dieselben Eigentümlichkeiten zur Schau tragen, welche als ein Stehenbleiben auf kindlicher Entwicklungsstufe bezeichnet werden können.

Es ist bekannt genug, wie diese Deformität, neben Kropf, Taubstummheit und mannichfachen nervösen Störungen in manchen Gegenden der Gebirgsländer endemisch vorkommt und, wenn sie in hohem Grade entwickelt ist, der ganzen Bevölkerung ein eigentümliches Gepräge verleiht, indem einzelne kretinistische Züge auch bei geistig entwickelten Bewohnern solcher Gegenden wahrzunehmen sind. So gibt es kaum einen auffälligeren Gegensatz zwischen Menschen von gleicher Abstammung, als es derjenige ist, welchen die jezigen Bewohner einzelner Teile von

Salzburg darbieten gegenüber den vertriebenen protestantischen Salzburgern, welche sich in der norddeutschen Tiefebene angesiedelt haben. Man möchte sie geradezu für verschiedene Rassen halten, und die armseligen Bewohner des schönen Hochtals z. B., welches sich von St. Johann im Pongau gegen die Radstädter Tauern erstreckt, eher für Abkömmlinge von Kalmücken und Baschkiren halten, als für Seitenglieder jenes schönen und kräftigen deutschen Volkstammes.

Was nun den Widerpart der Zwerg- und Kretinenbildung betrifft, den Riesenwuchs, so ist es bis jetzt wenig bemerkt worden, daß auch dieser vorzugsweise in Gebirgs Gegenden vorkommt, wenigstens in seiner pathologischen Form. Zwar dürfte die größte durchschnittliche Körperlänge nicht bei den Gebirgsbewohnern, sondern vielmehr bei denjenigen der Ebene gesucht werden, — so übertreffen in dieser Beziehung die Küstenbewohner an der Nord- und Ostsee alle übrigen deutschen Stämme, wohingegen die Bergbewohner sich in der Regel durch gedrungener Körperform auszeichnen. Doch kommen Ausnahmen für einzelne Talschaften vor, welche dann gewöhnlich auf Einwanderung fremder Rassen bezogen werden, wie dieses bei den Hasitalern im Kanton Bern und den Bewohnern von Elm im Kanton Glarus der Fall ist. Eine genauere Untersuchung der Körperbeschaffenheit und namentlich der Wachstumsverhältnisse würde hier sicher Aufschluß geben, doch hat sich die Aufmerksamkeit der Anthropologen noch nicht diesen Fragen zugewendet.

Dagegen sind eine Reihe von Fällen außergewöhnlicher Größe beschrieben worden, die größtenteils aus den Alpengebieten herkommen. So hat Langer in Wien eine Anzahl von Riesen skeletten beschrieben, welche sich teils dort vorfinden, teils in Salzburg und Innsbruck. In allen diesen Fällen ist über die Entstehung des Riesenwuchses nicht bekannt, ob derselbe während der natürlichen Wachstumsperiode des Körpers oder erst später, unter pathologischen Erscheinungen sich entwickelt hat. Doch sind ihnen besondere Charaktere gemeinsam mit solchen Fällen, in denen eine neue Periode des Wachstums selbst in späterem Lebensalter erfolgte.

Ein Fall der letzteren Art, welcher noch zu den pathologischen Seltenheiten gehört, wurde vor einem Jahre von Dr. Fritsche in Glarus in der schweizerischen Naturforscher-Versammlung vorgestellt. Der Vorgestellte starb seither und wurde ich durch die Güte des genannten Kollegen in den Stand gesetzt, die Sektion zu machen und durch die Untersuchung der vergrößerten Teile Einsicht zu gewinnen in die Natur des Prozesses.

Hier können nur die Hauptzüge des eigentümlichen Krankheitsbildes erwähnt werden. Die Krankheit begann erst im 36. Lebensjahre des bis dahin vollkommen gesunden und wohlentwickelten Mannes unter vagen Schmerzen in den Gliedern; die sich einstellende Vergrößerung des Körpers war besonders auffällig durch sechs Jahre, schien dann stille zu stehen. Während dieser Zeit trat eine allmähliche Abnahme der Körperkräfte ein und ging endlich Patient ziemlich unerwartet an einer Herzlähmung zu Grunde.

Das übermäßige Wachstum der Teile war nun, wie in allen ähnlichen Fällen, ein ungleichmäßiges und zwar in der Weise, daß die äußersten Enden der Glieder (Zehen pp.) am stärksten sich vergrößerten. An jedem Teil aber wuchsen die einzelnen, denselben zusammensetzenden Gewebe in gleichmäßiger, der Gesamtzunahme proportionaler Weise. Die inneren Organe verhalten sich in dieser Beziehung ganz gleichmäßig wie die äußeren, nur einige derselben, wie der Hirnanhang (Hypophysis) und die Thymus (Kehlkopf) hatten entschieden in viel höherem Maße zugenommen, als die übrigen. Die Vergrößerung des Hirnanhanges findet sich ebenso in den Fällen Langers, erschlossen aus der Beschaffenheit des Skeletts, der Erweiterung der Sella turcica, wie auch in einem dem unseren ganz ähnlichen Fall, der in Florenz von Brigidi beobachtet wurde. Es macht dies den Eindruck, als wenn diese Organe, deren Bedeutung gänzlich unbekannt ist, in einer näheren Beziehung zu den Wachstumsverhältnissen stehen.

Sonst sei nur noch der eigentümlichen Formveränderung



Mamelukengräber bei Kairo.

des Kopfes gedacht, welche durch eine übermäßige Verbreiterung der Schädelbasis und eine auffallende Verlängerung des Unterkiefers hervorgebracht wird. Jene bewirkt ein weites Auseinandertreten der Augen, dieses ein Vorspringen des Kinns. Auch die Weichteile, Lippen, Nase und Ohren haben an Umfang bedeutend zugenommen; die große Zunge füllt den erweiterten Unterkiefer aus; in dem Fall von Brigidi trat sie sogar zwischen den Zähnen hervor und bedingte ein Sprachhindernis.

Als Grundlage des ganzen Prozesses erscheinen durch den ganzen Organismus verbreitete Veränderungen der Blutgefäße, deren periphere Bezirke sich überall im Zustande lebhafter Proliferation befinden und von jungen zelligen Elementen umgeben sind, welche das Material für die Gewebsneubildung darstellen.

Die übermäßige Entwicklung der kleinen Blutgefäße bewirkt an vielen Stellen weitere, accessoriische Störungen, indem durch dieselbe Körpergewebe zerstört werden; so tritt in den großen Arterien stellenweise Rarefaktion der Muskelschicht, in den Knochen, namentlich der Wirbelsäule, Schwund der festen Knochen-substanz ein, welche dort Erweiterung der Gefäßbahnen, hier Verkümmung der Wirbelsäule bewirken. Diese letztere Veränderung ist übrigens keineswegs in allen Fällen von allgemeinem Niesenwuchs vorhanden.

Daß es sich in diesem Fall um einen pathologischen Prozeß handelt, welcher eine zweite Wachstumsperiode einleitet, geht aus unserem Fall auf das unzweifelhafteste hervor; derselbe legt uns aber auch die Annahme nahe, daß dieselbe, freilich unbekannt Ursache der Erkrankung, falls sie in mäßigerer Weise wirksam wird, eine einfache, scheinbar in der Breite des Normalen liegende Körperzunahme veranlassen wird. Es wird demnach in hohem Grade wahrscheinlich, daß eine Zunahme der Körpergröße, ebenso wie Verminderung derselben von pathologischen Einflüssen abhängen kann.

Denken wir uns, wie es namentlich für den Kretinismus feststeht, diese Einflüsse als äußere, eine ganze Bevölkerung treffende, so muß diesen pathologischen Zuständen eine hohe racebildende Kraft beigegeben werden. —

Wir können uns begnügen, an einem Beispiel diese merkwürdige Einwirkung pathologischer Prozesse auf die Umgestaltung der menschlichen Körperform nachgewiesen zu haben; in der Natur steht kein Vorgang vereinzelt da, sondern alle gleichartigen Erscheinungen sind durch ein gesetzmäßiges Band unter einander verknüpft. Doch wollen wir einige Andeutungen nicht unterlassen, welche die Richtungen bezeichnen können, in denen eine Erkenntnis in dem besprochenen Gebiet zu erwarten ist.

So haben wir in der Rachitis einen Krankheitsprozeß, welcher in hervorragender Weise eine Umgestaltung des Knochen-systems herbeiführt; die langen Röhrenknochen werden unter seinem Einfluß kürzer und dicker, der Schädel abgeplattet, dabei breiter und kürzer. Trifft dieser Prozeß eine ganze Bevölkerung, so wird er ohne Zweifel den ursprünglichen Racentypus verändern. In der Tat finden wir z. B. unter den dolichocephalen Germanen solche Stämme, welche diese Charaktere der Schädelbildung besitzen, wie dieses von Virchow für die Bewohner Friesland's nachgewiesen ist, welche platycephale Schädel besitzen. Ebenso finden wir unter der slavischen Bevölkerung die beiden Hauptformen der Schädel, Lang- und Breitschädel, welche von dem älteren Regius als vorzüglichste Racenmerkmale aufgestellt wurden, nebeneinander vor. Es bliebe demnach nichts übrig, als solche Völker mit verschiedenen Schädeltypen für Mischracen zu erklären oder pathologische Einwirkungen bei einem Teil derselben anzunehmen. Das erstere ist unwahrscheinlich bei der Gemeinsamkeit der Sprachstämme, und es scheint mir daher die Wandelbarkeit des Racentypus durch äußere, namentlich pathologische Einflüsse annehmbarer. Ja, es wäre sogar die Frage zu erheben, ob nicht alle Racenverschiedenheiten erst durch solche Bedingungen hervorgerufen sind, eine Frage, deren Beantwortung gegenwärtig allerdings gänzlich aussichtslos zu sein scheint.

Die auffälligsten Racencharaktere werden nicht so sehr von der Körperform und -größe geliefert, als von der Haut- und Haar-

farbe. Schwarze, rote und weiße Racen vermögen schon Ungebildete und Kinder zu unterscheiden, während die Unterscheidung typischer Körperformen schon einen durch die Uebung geschärften Blick voraussetzt.

Es scheint ferner nichts Beständigeres in dem Körperbau der Racen zu geben, als die Pigmentbildung. Sehen wir doch die Neger trotz jahrhundertelanger Ansiedelung in anderen Zonen ihre Farbe beibehalten und selbst nach Vermischung mit weißen Menschen diesen Stempel ihren Nachkommen bis in weit entfernte Generationen aufprägen.

Nichtsdestoweniger ist auch hier die Frage der ersten Entstehung der Färbung eine gerechtfertigte; die Zulassung des hereditären Einflusses schließt nicht die Möglichkeit aus, daß auch dieser Racencharakter durch äußere pathologische Einflüsse entstanden, die mosaische Sage von Sem, Ham und Japhet demnach nicht als absolut verwerflich vor dem Lichte der Wissenschaft zu bezeichnen sei. Wird doch auch in den geheiligten Hallen der letzteren gar manches behauptet, was kaum besser begründet ist, als jene schöne Sage von dem einheitlichen Ursprung des Menschengeschlechts.

Wenn im Sinn der darwinistischen Theorie*), welche wir in vollem Umfange annehmen, die Menschengestalt sich durch allmähliche Umwandlung niederer Formen herangebildet hat, so dürfte dieser größte und erfolgreichste Schritt, den die natürliche Entwicklung gemacht hat, nicht so gar häufig und an vielen Orten seine notwendigen Vorbedingungen gefunden haben. Die mühsamen und geduldigen Arbeiten der Anthropologen scheinen im Gegenteil die oft nur zu leichtsinnig angenommenen niederen Vorfäter unseres Geschlechts in das Reich der Fabel zurückzudrängen, und Karl Vogt's Affenmenschen dürfte nicht erst zu nehmen sein, als Scheuchzer's Diluvialmensch.

Freilich hat die Sonne Afrikas nicht die Nachkommen Hams schwarz gefärbt, wohl aber ist die Möglichkeit vorhanden, daß gewisse organische Einflüsse des Bodens diese Art der Umgestaltung herbeigeführt haben.

Alles Pigment, welches im Körper gebildet wird, stammt aus dem Blut her und wird von diesem aus entweder fertig gebildet oder in seinen Vorstufen in dem Gewebe abgelagert. Seine eigentliche Ursprungsstätte dagegen sind gewisse Organe, für den roten Blutfarbstoff, das Hämoglobin, die Milz und das Knochenmark, für den braunen und schwarzen Farbstoff der Haut und des Auges die Nebennieren. Pathologische Zustände dieser Organe liefern nun Pigmentirungen, entweder des ganzen Körpers oder einzelner Teile derselben, welche mit den natürlichen Färbungen gewisser Racen vollkommen übereinstimmen.

So liefert jene Erkrankung der Nebennieren, welche nach ihrem Entdecker als Addison'sche Krankheit bezeichnet wird, rostbraune Färbungen der Haut, welche in ihrer vollkommensten Entwicklung derjenigen der Rothhäute Nordamerikas gleichkommt. Die Malaria dagegen, deren Keime, deren Bacillus malariae, vorzugsweise in der Milzsubstanz und im Knochenmark sich entwickeln, liefern schwärzliche Färbungen und können, wie einzelne Fälle lehren, zu ausgebreiteten Melanosen Veranlassung geben.

Wir wollen diese Tatsachen zu keinem anderen Zwecke verwenden, als zu der Bildung einer Hypothese, welche zu neuen Studien anregen soll. Gibt es pathologische Prozesse, welche analoge Färbungen, wie diejenigen gefärbter Racen hervorbringen, so ergibt sich naturgemäßer Weise das Problem der pathologischen Entstehung der letzteren. Eine Steigerung der Pigmentbildung in den dazu bestimmten Organen, hervorgerufen durch organisierte, im Boden vegetierende Substanzen, ist erwiesen; dieselbe Einwirkung durch Jahrtausende hindurch fortwirkend und durch keine Kulturmittel gehemmt, kann ohne Zweifel

*) Der Verfasser meint die allerdings über jeden wissenschaftlichen Zweifel erhabene Entwicklungslehre und nicht die eigentliche darwinistische Theorie, die der natürlichen Zuchtwahl, welche zwar sehr geistreich aber zweifellos einseitig und zum mindesten ergänzungsbedürftig ist. Red. d. N. W.

bleibende Umgestaltungen des Menschengeschlechts herbeiführen. Versuchen wir in Zukunft, ob auf diesem Wege die Differenzierung der Menschenrassen erklärt werden kann.

Uns möge es vor der Hand genügen, einige Belege dafür

beigebracht zu haben, daß auch pathologische Prozesse einen umgestaltenden Einfluß auf das Menschengeschlecht ausüben und vielleicht tiefer, als wir jetzt noch vermuten, in den Kampf um unser Dasein eingegriffen haben. —

Wie es im vorigen Jahrhundert dem „Gesinde“ erging.

Von Dr. Bräutigam.

Wenn gegenwärtig wieder in verschiedenen Staaten Beratungen über die Verhältnisse der Dienstboten stattfinden, so ist es recht interessant, einen Blick auf die kurfürstliche Gesindeordnung vom Jahre 1765 zu werfen. Schon in sprachlicher Hinsicht ist diese Gesindeordnung ein wahres Ungeheuer. Ein Beispiel genügt dem Leser jedenfalls. Am Eingange heißt es: „Wasmaßen eine geraume Zeit daher, sowohl über das Dienst-Gesinde überhaupt, als auch besonders über dasjenige, so auf dem Lande sich befindet, und mehrentheils von Jugend auf bei der Bauer-Arbeit erzogen und herkommen, unter anderen vornehmlich darüber, daß jenes durch trotziges Bezeigen, Forderung übermäßigen Lohnes, Entlaufen aus dem Dienst vor der Zeit, und andere grobe Begünstigungen, dieses aber, durch Entziehung von unumgänglich nöthigen landwirtschaftlichen Diensten und Ergreifung allerley anderer Handthierungen, dem gemeinen Wesen höchst beschwerlich falle, und einen fast durchgängigen allgemeinen Mangel an dem einem Land-Wirthe ganz ohnentbehrlichen Gesinde veranlasse, vielfältig geklaget, von Unserer getreuen Landschaft auch, bei denen Anno 1763 und 1766 gehaltenen Land-Tagen gleiche Beschwerden mit mehreren angebracht, und, zu Steuerung des hierunter allenthalben, besonders während des letzteren verderblichen Kriegs, so sehr eingerissenen Unwesens, auf Erläuter- und Verbesserung der von Unserer in Gott ruhenden Herrn Groß-Vaters Königl. Maj. unterm 16den Julii 1735 ins Land ergangenen Gesinde-Ordnung mit Ueberreichung ohnmaßgeblicher Erinnerungen und Vorschläge, untertänigst angetragen worden.“ — Noch heute zeigt sich in Akten und Gesetzen oft eine Ausdrucksweise, als ob Leute wie Lessing, der Begründer unserer neueren Prosa, nicht gelebt hätten; aber eine solche Schwerfälligkeit, wie sie uns hier entgegentritt, dürfte doch gegenwärtig kaum noch vorkommen.

Zunächst beschäftigt sich unsere Gesindeordnung mit dem „dienstlosen und müßigen Gesinde“, das zur Erntezeit „aufliegt“ oder den Hauswirt mit unbilligen Forderungen übersezt. Dasselbe soll zu ordentlicher Dienstannehmung ermahnt werden. Fruchtet dies nichts, so ist die Ortsobrigkeit berechtigt, die betreffenden Dienstboten wöchentlich mit drei Tagen Handarbeit zu beschäftigen oder sie mit einer Geldstrafe und event. Haft zu strafen. Dasselbe Loos trifft die, welche, obgleich sie von „der Bauer- und Feldarbeit herkommen“, sich derselben in und außer der Ernte entziehen, um anderen Beschäftigungen nachzugehen. Nur in solchen Gegenden, wo die Einwohner sich nicht allein vom Ackerbau nähren können, wird den Dienstboten freie Wahl der Beschäftigung gegönnt. Man sieht also, daß letztere noch vor hundert Jahren im reinen Sklaventum lebten, indem sie aus ihrer verachteten „Kaste“, fast ähnlich wie die Schweinehirten der alten Ägypter, nur schwer herauskommen konnten.

Der von der Bauernarbeit Herkommende — das ist die Bezeichnung für die Landarbeiter — mußte, falls er ein Handwerk lernen wollte, der Obrigkeit durch ein Zeugnis beweisen, daß er vom vierzehnten Jahre an vier Jahre bei der Landwirtschaft gedient habe und darunter zwei Jahre der „Gerichtsherrschaft“, d. h. dem Gutsherrn. Damit eine scharfe Kontrolle der Dienstboten stattfinden konnte, sollte die Obrigkeit alljährlich genaue Listen derselben aufstellen; auch ward bestimmt, daß wanderndes oder dienstlos werdendes Gesinde sich rechtzeitig bei der Obrigkeit melde. Es war dies für die, welche Dienstboten haben mußten, viel günstiger wie heutzutage. Sie brauchten sich nur bei der fürsorglichen Obrigkeit zu erkundigen, welcher besonders vorgeschrieben war, „ohnweigerlich und ohnentgeltlich“

Auskunft zu erteilen. — Sehr energisch geht die Gesindeordnung von 1767 gegen die „Gesinde-Mäcker“ vor. Diejenigen, welche sich in die „Miethe und Vermietung“ des Gesindes mischen, sollen mit acht- oder mehrtägigem Gefängnis belegt werden. Viele unserer heutigen Stellenvermittler und Agenten haben gewiß keine Ahnung, wie streng ihre täglichen Beschäftigungen einstmalis verpönt waren.

Zu interessanten Vergleichen bietet „Titulus II“ der Gesindeordnung Anlaß, der vom Lohne des Gesindes und der Tagelöhner handelt. Der erste Paragraph beginnt: „Weil die Klagen, die schon zu Unserer in Gott ruhenden Vorfahren Zeiten über die unerfüllliche Steigerung des von dem Gesinde geforderten und erzwungenen Lohnes, derer in der Gesinde-Ordnung vom 16. Jul. 1735 und dem unterm 31. Martii 1764 ergangenen Generali enthaltenen ausdrücklichen Verfügungen ohngeachtet, nicht aufgehört, solche vielmehr, sowie die Begehrlichkeit und der Frevel des Gesindes, besonders seit wiederhergestellter Landes-Ruhe, sich gar sehr vermehrt; So — —“ und nun folgen die Bestimmungen, dahin lautend, daß nicht bloß das Gesinde, welches zu viel Lohn verlangt, sondern auch die Herrschaften, die ihn bewilligen, um zehn Taler gestraft werden sollen. Für sämtliche sieben Kreise des Kurfürstentums Sachsen wird das dem Gesinde zu bewilligende Maximum festgesetzt. Da heißt es unter Nr. VI „Gesinde-Lohn im Voigtländischen Greysse“:

Einem Bogt oder Hofmeister (Jahreslohn)	16. 18 — 20 fl.
Einem Schirmmeister, so das Geschir mitmachet	16. 18 — 20 „
Einem Groß-Knechte	14 15 „
Einem Mittel-Knechte	10 — 12 „
Einem Kleinen-Knechte	8 — 10 „
Einer Käse-Mutter	8 — 10 „
Einer Hauß-Magd	9 — 10 „
Einer Großen-Magd vor alles und jedes	8. 10 — 11 „
Einer Mittel-Magd desgl.	7 — 9 „
Einer Kleinen-Magd	5 — 7 „
Einem Kuh-Hirthen	3 — 4 „
Einem Schwein-Hirthen	2 — 3 „

War damals auch der Wert des Geldes ein höherer als jetzt, so sieht man doch aus diesen Zahlen, wie dürftig das Gesinde bezahlt wurde. Um so ergötzlicher wirkt die diesen Bestimmungen folgende Erklärung: „Wobey anzumerken, daß bey vorstehendem Lohne, welches dermahle, gegen das vorige, um ein merkliches verbessert worden (!), er keineswegs die Meinung, daß schlechterdings so viel gegeben werden müsse, habe, sondern hierüber nur ein Ziel und Maaße, wie hoch im Lohne nach Beschaffenheit der Umstände und Geschicklichkeit des Gesindes angestiegen werden könne, gesetzt worden.“

Um so ergötzlicher wirkt auch die weise Fürsorge der Gesindeordnung, welche sich gegen die Leppigkeit, den übermäßigen Aufwand und die Verschwendung des Gesindes auf dem Lande in der Kleiderpracht, „ingleichin bei Gevatterschaften und Hochzeiten“ richtet. Einem Kuhhirten oder Schweinehirten jährlich 2—4 fl. bewilligen und ihn dann bei Androhung schwerer Strafen vor Leppigkeit warnen, ein solches Gesetz konnte doch selbst im vorigen Jahrhundert nicht ernsthaft genommen werden. Selbst in Gevatterbriefe steckte die hochlöbliche Obrigkeit ihre Nase. Wer vom Gesinde mehr als acht Groschen „einband“, d. h. seinem Patentkinde schenkte, wurde um den gleichen Betrag bestraft, der Annahmer aber mit der doppelten Summe.

Wie das Gesinde in den meisten Fällen der Herrschaft gegenüber rechtlos war, das zeigt uns Titulus IV des Gesetzes: „Von der einer Dienst-Herrschaft zustehenden Correction des

Gesinde." Ganz dem Geiste der Zeit angemessen ist es, „daß Dienstboten Schelt-Worte, gemäßigte Correction oder Züchtigung“ d. h. also Prügel*) ruhig hinnehmen mußten, und sollte es ihnen einfallen Abbitte, Ehrenerklärung, Strafe oder Unkosten zu verlangen, so waren sie zurückzuweisen, denn sie hatten sich in Anerkennung ihrer Bosheit oder groben Fehler die „erhalten Scheltworte oder zugezogene Correction und Züchtigung selbst bezuzumessen.“ Selbst dann, wenn die Herrschaft das Züchtigungsrecht überschritten hatte, sollte sie nur, „ohne beysein des klagenden Gesindes“ zu mehr Olimpf und Billigkeit angewiesen werden, allerdings wird hinzugefügt, daß der Exzeß von keiner Wichtigkeit sein dürfe. Wenn die „Wichtigkeit“ eintrat, wird natürlich nicht gesagt. Das Gesinde war aber auch ehelos, denn es heißt weiter: „Abbitte oder Ehrenerklärung findet für- hin von Seiten der Herrschaft gegen das Dienst-Gesinde nicht statt.“ Wurde ihm ein „infamirendes“ aber nicht zu erweisendes Verbrechen beigemessen, so konnte er ein Bekenntnis der Anschuld verlangen, aber nicht etwa von dem Veleidiger, sondern von der Obrigkeit. Und so zeigen all die Paragraphen, daß man in dem Zeitalter, welches man sonst das „der Aufklärung“ nennt, seitens der Regierungen und Herren noch keine Ahnung hatte von der natürlichen Forderung: Gleiches Recht für alle. Ja die Uebelstände gingen sogar so weit, daß die Advokaten bezüglich des klagenden Gesindes aufgefordert wurden, die Landes- oder Stiftsregierung nicht mit geringfügigen Dingen zu behelligen. Zeigte es sich, daß bei der Anklage das Gesinde in einem „unbefugten Unternehmen“ begriffen sei, so wurde auch der Advokat bestraft und zwar nach Befinden um fünf oder zehn Taler oder statt dessen mit vierzehn Tagen oder drei Wochen

*) Anmerk. d. Setzers: Im preussischen Abgeordnetenhaus wurde noch Mitte der fünfziger Jahre ein Antrag, die körperliche Züchtigung der Dienstboten betreffend, mit nur einer Stimme Majorität abgelehnt.

Gefängnis. Daß sich bei dieser Sachlage für das Gesinde, welches eine Klage gegen die Herrschaft anstrengen wollte, nicht leicht ein Advokat fand, ist selbstverständlich.

Recht bezeichnend für die sozialen Verhältnisse im vorigen Jahrhundert ist auch der Teil der kurhessischen Gesindeordnung, der von den Kindern der „Untertanen“ handelt. Dieselben waren nämlich verpflichtet, zwei Jahre der Gerichts- oder Gutsherrschaft zu dienen. Auch konnte letztere sie an Fremde zur Dienstleistung überlassen. Der zu bewilligende Lohn richtete sich nach den oben angegebenen Zahlen. Für die streitigen Fälle, in denen Untertanen ihre Kinder im eigenen Hauswesen brauchten, wird der Landes- oder Stiftsregierung die Entscheidung in die Hände gelegt. —

Gene bieberen Altvorderen, die diese Gesindeordnung im Namen der von Gott geordneten Obrigkeit erließen, handelten in dem guten Glauben, daß nun für die Dienstboten genug geschehen sei. Das, was wir heute für Ungerechtigkeit und Härte erklären, hielten sie für natürlich und recht und billig. Das ist der größte Fluch für die Menschheit, daß das Althergebrachte auch noch zum großen Teil an der Gegenwart haftet und namentlich auch hinsichtlich des Rechtsgefühles. Wer durchaus nicht in seiner dumpfen Befangenheit einen freien Blick in die Zukunft richten kann, wer hartnäckig an der Meinung festhält, daß wir ungefähr am glücklichen Ende der Kulturentwicklung angekommen sind, wer sich durchaus nicht vorstellen kann, daß auch unsere sozialen Verhältnisse in den nächsten Jahrhunderten einen mächtigen Umschwung erleiden werden, den weist man an der Hand solcher Urkunden, wie sie oben erwähnt sind, nachdrücklich darauf hin, daß unsere Nachkommen viele unserer Geseze und Gebräuche ebenso vorsintflutlich, ja unbegreiflich finden werden, wie wir es hinsichtlich unserer Vorfahren tun.

Bilder aus dem Auswandererleben.

Von Hans Flux.

Hast du, werter Leser, schon einmal das Leben und Treiben an einem großen Auswanderungsplaze beobachtet? Wenn nicht, dann veräume keine Gelegenheit dazu; man lernt den Menschen dabei von mancher neuen Seite kennen.

Wir befinden uns also an einem jener großen Hafensplätze, über den der noch immer so starke Auswanderungsstrom*) seinen Weg nimmt.

Am Bahnhof beginnt's. Die Züge brausen heran, dicht gefüllt mit Menschen, die ihre Heimat verlassen wollen, namentlich die Personenzüge mit vierter Klasse. Eine dichtgedrängte Masse entstürzt den Coupés, wie ein Ameisenhaufen durcheinander wimmelnd und den Perron erfüllend. Der Passagier, dem sein Vaterland Annehmlichkeiten genug bietet, um noch nicht auszuwandern, entschleicht eilig dem Lärm und dem Dunst des Auswanderungsschwarms. Die Auswanderer, von denen ein großer Teil nicht deutsch kann, suchen sich indessen zurecht zu finden und werden von den Bahnhofbeamten dem Ausgang zugewiesen, wo ihrer die „Auswanderungswirte“ harren. Letztere dürfen an manchen Orten, wie z. B. in Bremen, die Perrons nicht betreten, weil viele von ihnen die Passagiere zu sehr belästigt haben. Nun, ihre Schäflein entgehen ihnen doch nicht, denn die Auswanderer haben alle farbige Karten in der Hand oder

auf dem Hut aufgesteckt, auf denen der Name des Gasthauses verzeichnet ist, an das sie vom Agenten gewiesen werden. So erkennt jeder Wirt leicht die Seinigen und sammelt sie um sich. Es gibt noch einen großen Tumult und Durcheinander, bis das Gepäck von allen in der großen Güterhalle untergebracht ist. Dann setzt sich jeder einzelne Auswandererwit mit seinen Gästen in Marsch, an der Spitze der Kolonne einherziehend.

Während des Marsches haben wir Zeit, uns die „Europamüden“ etwas näher anzusehen.

Zunächst die Deutschen. Da sehen wir den kräftigen Schleswig-Holsteiner, der mit seiner „Deern“ fortgeht, weil der Verdienst so schlecht geworden, den Mecklenburger, den die Konkurrenz der schwedischen Tagelöhner forttreibt, den Sachsen, den Thüringer und den Schlesier, denen man die Not auf den hageren Gesichtern ansieht und die meinen, daß es ihnen schlechter als am heimischen Webstuhl drüben auch nicht gehen könne, höchstens besser; den schwäbischen und pfälzischen Bauern, welcher sich nicht länger mit den Hypotekengläubigern herumschlagen mag und den Baiern, der die Hoffnung hegt, daß es drüben auch „a Bier“ gibt. Aber es sind nicht lauter Deutsche. Da kommen der Slovak und „Böhmat“ mit ihrem charakteristischen Aeußeren und der zahlreichen Kinderschaar; die Weiber mit den roten Kopfstüchern und den frühgealterten Gesichtern tragen immer das jüngste Kind in einem Tuche auf dem Rücken; da kommen polnische und russische Juden, Ungarn, Kroaten, Dalmatiner, Bosnianer, Rumänier und Zigeuner. Es ist ein Sprachengewirr wie beim babylonischen Turmbau.

Beim Gasthause angelangt, wird das Handgepäck in den Gaststuben niedergelegt und ein Teil der Auswanderer geht sich die Stadt zu besehen und Einkäufe zu machen, während andere

*) Nach dem Bericht des deutschen Reichskommissars für das Auswanderungswesen wurden über Hamburg, Bremen und Stettin befördert:

1883 . . .	201 308 Personen (143 947 Deutsche)
1882 . . .	231 557 „ (169 034 „)
1881 . . .	247 346 „ (184 369 „)

Auf die Gründe des Fallens der Auswanderung kommen wir weiter unten zu sprechen. Ueber Holland, Belgien und Frankreich geht ein vielleicht ebenso starker Auswanderungsstrom aus Deutschland.

namentlich die Frauen und Kinder, sich auf der Haupttreppe und dem Vorplatz des Gasthauses lagern und entweder dumpf vor sich hinbrüten oder neugierig die Vorübergehenden anstarren. Die Zigeunerinnen, Böhminen und Russinnen machen dabei sehr ungenirt Toilette, den Deutschen sieht man an, daß sie mit Sorge der „neuen Welt“ entgegengehen; die Slaven und Südländer zeigen dies weniger. Aber alle haben Hoffnung, drüben das ersehnte „Glück“ zu finden. Ach, wie wenige von allen finden in der Tat das, was man „Glück“ nennt.

Man hat nun auch Gelegenheit zu beobachten, daß die meisten der Auswanderer gar nicht schlecht mit Geldmitteln versehen sind. Das läßt sich denken; der Bauer hat den Betrag für sein verkauftes Gütchen in der Tasche; andere haben lange für die Auswanderung gespart, und es sind überhaupt nicht die Allerärmsten, die auswandern, denn diese müssen da bleiben. Auf die Geldmittel der Auswanderer wird in den Hafenstädten denn auch schon vielfach spekulirt. Schon die Geldwechsler machen ihren Schnitt und die Wirtin erst recht. Alle größeren Wirthe haben im Gasthause auch einen Laden eingerichtet, in dem alle Gegenstände des Bedürfnisses der Auswanderer zu haben sind, was nicht verhindert, daß auch sonst in der Stadt noch eine Anzahl von Geschäften vorhanden sind, die alle für die „Bedürfnisse“ der Auswanderer sorgen wollen. Die Auswanderer kommen meistens zur Hafenstadt mit dem guten Vorsatz, möglichst wenig Geld auszugeben; allein das verführerische Angebot ist zu groß, und die meisten werden unversehens einen Teil ihrer Mittel los. Denn zunächst müssen doch die „Utensilien“ zur Ueberfahrt angeschafft werden; die Matratze — die jetzt übrigens vom norddeutschen Lloyd geliefert wird — eine Decke und ein Kissen, wenns geht; etwas Geschirr mit Löffel, Messer und Gabel u. dgl. Denn der Auswanderer hat für die Ehre, im Zwischendeck zu fahren, noch das Vergnügen, sich mit diesen Utensilien, die sogar das Gefängnis umsonst liefert, selbst zu versorgen.

Aber so ein reich ausgestatteter Laden „für Auswanderer“ ist verführerisch. Der Süddeutsche will nicht ohne einige Flaschen Wein, der Norddeutsche nicht ohne einige Flaschen Rum oder Arak hinüber; alles ist zu haben und keineswegs billig. Da

sieht ein lustiger Bauernbursch ein große Harmonika, wie er sie im heimathlichen Dorf Abends unter der großen Linde am Brunnen gespielt hat und nach der die Dorfschönen so flink getanz haben; ihm wird wehmütig ums Herz, und die große Harmonika muß her, damit er sich auf dem Schiff die Grillen vertreibe! Auch Spielboxen werden viel verkauft, darunter sehr große und wertvolle. Der Verfasser kam einst in ein solches Geschäft und sah einen Vorrat großer Spielboxen oder Orgeln, auf denen hundert Mark als Preis verzeichnet waren. „Das wollen Sie an die armen Auswanderer absetzen?“ frug er erstaunt. — „Gewiß,“

war die Antwort, „davon setzen wir in der Woche ein Duzend ab!“

Tabakspfeifen, Zigarrenspitzen mit und ohne Meer-schaum, kurz eine Menge Luxusgegenstände werden in diesen Lokalen zu keineswegs billigen Preisen abgesetzt, und zwar in großen Massen; besonders stark ist der Absatz an Waffen und Munition. Bei dieser Gelegenheit kann man sich die sonderbaren Vorstellungen vergewärtigen, die sich die meisten dieser Auswanderer von Amerika machen. Viele schleppen alte rostige Flinten und Pistolen mit hinüber; wir haben solche mit Rad-schlössern bei den Auswanderern gesehen. Auch Revolver werden viel gekauft, da man von reisenden amerikanischen Prahlschänken gehört hat, daß dort drüben bei jeder Gelegenheit der Revolver entscheide. Auch große Hunde sieht



Japanesischer Garten.

man häufig bei den zukünftigen Bürgern der neuen Welt. Das sind die Leute, welche glauben, gleich hinter New-York gingen die großen Prairien an, wo noch die Rothhäute hausen, und wo man mit Leichtigkeit nicht nur Wildpret und Geflügel, sondern auch Büffel jagen kann. Wenn da in der „Ansiedelung“ — denn davon träumen die meisten — frühmorgens noch kein Braten vorhanden, so nimmt der treusorgende Ehegatte die alte Büchse mit Rad- oder Steinschloß und kehrt mit einem delikaten Büffel- oder Hirschbraten noch zeitig genug zurück, daß Mama ihn zu Mittag sein herrichten und auf den Tisch bringen kann. Das ist nicht übertrieben; wir haben sonst ganz vernünftige Leute gehört, die ungefähr solche, total irrige Vorstellungen von Nordamerika hatten und die sich auch demgemäß einrichteten.

Die Behandlung in den Auswandererhäusern und Gastwirthschaften ist eine sehr verschiedene. Es gibt viele altrenommirte

Auswandererhäuser, die ihre Gäste gut behandeln und sie nicht unverschämte ausbeuten, allein es gibt auch eine große Anzahl solcher Etablissements, die man mit gutem Gewissen als Räuberhöhlen bezeichnen kann und wo die Auswanderer oben drein noch unglücklich grob und roh behandelt werden. Es werden hohe Preise genommen und wird wenig gegeben; wir kamen zufällig in einer großen Hafenstadt in ein solches Etablissement, wo die Auswanderer ziemlich viel bezahlen für Logis und Verköstigung und wo am Abend nichts als ein Stückchen schlechten Käses zu haben war. Die Auswanderer werden eben von dem Agenten, der dafür eine Provision bezieht, an einen bestimmten Wirt gewiesen und sind daher gebunden. Ohnehin sind es meistens Leute, die zum erstenmal eine größere Reise machen, und die daher froh sind, an einen Wirt gewiesen zu sein, von dem sie das Notwendige erfragen können.

Die Auswanderer werden von vielen Wirten nicht als vollberechtigte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft angesehen, und ihre Lage bringt es mit sich, daß sie sich dies gefallen lassen. Dem Verfasser ist es mehrmals begegnet, daß er beim Eintritt in die Gaststube von einem frechen, noch nicht hinter den Ohren trockenen Kellner gefragt wurde: „Wollen Sie auswandern?“ Hätte er gesagt: „Ja!“, so hätte er sicher sein können, von dem Kellner nicht halb so höflich behandelt zu werden als andere Gäste, aber doch zu demselben, womöglich noch zu höherem Preis.

Die Behörde hat sich indessen auch um die Behandlung der Auswanderer in den Auswandererhäusern bekümmern zu müssen geglaubt und zwar mit vollem Recht. Man hatte da allerlei schmachliche Dinge gehört: daß die Auswanderer, allen Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit zuwider, wie die Häringe aufeinander gepackt und wie das Vieh behandelt würden u. s. w. In Bremen ging man zuerst vor und zwar im Jahre 1882, worüber sich zwar die Auswandererwirte im Namen der „Freiheit“ heftig beschwerten, was aber mit Recht nicht beachtet wurde. Wir wiederholen, daß wir nicht von allen Auswandererhäusern sprechen, denn es gibt deren genug, die ganz reell sind; was aber der Reichskommissär für das Auswandererwesen im deutschen Reich in seinem Bericht vom Jahre 1883 sagt, das läßt tief blicken. Er sagt, daß er von Zeit zu Zeit die Auswandererlogirhäuser besucht und revidirt habe. 1883 seien in Hamburg ähnlich wie in Bremen Verbesserungs- und Sicherheitsmaßregeln eingeführt worden. „Es sind da,“ heißt es in dem Bericht des Reichskommissärs, „wo es dringend notwendig war, die Niedergänge von den oberen Etagen vermehrt worden und die Holzwände haben einen Kalküberwurf erhalten. Ferner sind Aenderungen über die nächtliche Bewachung und Erleuchtung der Häuser, über die Türverschlüsse und darüber getroffen worden, daß die Zahl der Personen, welche nach den Bestimmungen der Behörde in jedem Zimmer beherbergt werden dürfen, auf der äußeren Seite der Türe in sichtbarer Weise vermerkt sein muß, wodurch die Kontrolle darüber, ob die einzelnen Räume auch nicht überfüllt sind, bedeutend erleichtert wird. Endlich ist auch noch angeordnet, daß in den unter dem Dache befindlichen Räumen niemand logirt werden darf.“

Die früheren Zustände in den Auswandererhäusern haben ein derartiges Einschreiten der Behörden notwendig gemacht, und es ist einigermaßen besser geworden, wenn auch die Auswandererwirte immer noch über „Beschränkung der Freiheit“ klagen. Es ist gut, daß man endlich einmal von der früheren Anschauung abgegangen ist, nach welcher die Seelsorge der Hauptgegenstand der Vor Sorge für die Auswanderer war.

Der Bericht des Reichskommissärs für das Auswandererwesen, der das Jahr 1883 betrifft, ist im allgemeinen recht dürftig, und es wird bezüglich der Schiffe nur gesagt, daß dieselben zuweilen revidirt worden sind. Ueber das Resultat dieser Revisionen ist in dem Bericht selbst gar nichts gesagt und gar nichts ist etwas wenig. Es erscheinen doch jährlich so viele Beschwerden in den Blättern über Verköstigung, Logement und Behandlung auf den Auswandererschiffen, daß es sich

wohl der Mühe verlohnen dürfte, die bezüglichlichen Dinge zu untersuchen.

Wir wissen indessen aus eigener Anschauung, daß sowohl auf den hamburger wie auf den bremer Auswandererschiffen, die in zehn bis vierzehn Tagen Amerika erreichen, im allgemeinen die Zustände sich sehr gebessert haben. Selbstverständlich könnte noch vieles besser sein, wenn auch die Dividende der Herren Aktionäre etwas beschnitten würde. Aber noch mehr als die Eisenbahnen sind die Seedampfer von jenem Komfort entfernt, der eigentlich zeitgemäß wäre. Warum sollte man die Reise im Zwischendeck nicht beaglicher einrichten können als jetzt, gerade wie man auch die Eisenbahnfahrt dritter Klasse beaglicher einrichten könnte? Aber der Ertrag des Geschäfts? fragen da die erstaunten Finanzmänner unserer Zeit, die weder Zwischendeck auf dem Schiff, noch dritter oder vierter Klasse auf der Bahn zu reisen brauchen. Nun wir wissen schon, und da alle daselbe wissen, brauchen wir nichts mehr zu sagen.

Im allgemeinen richten sich die Beschwerden hauptsächlich gegen die englischen Dampferlinien. Die Passagiere beklagen sich sehr oft über die Grobheit der englischen Schiffsmannschaft, über Verköstigung und Logement und über Unreinlichkeit auf den Schiffen, sowie noch über vieles andere. Wir sind nicht in der Lage, sicher darüber zu urtheilen; das Einfachste wäre indessen, wenn die Auswanderer so klug sein wollten, mit deutschen Schiffen zu fahren. Leider sind die Auswanderer massenhaft so unselbständig und auch so unwissend — woran sie freilich nicht schuldig sind — daß sie sich von jedem Agenten leicht schwagen lassen. Ueberhaupt ist im Agentenwesen vieles faul und die angeblichen Vorteile, welche durch diese Vermittlung den Auswanderern erwachsen sollen, sind in vielen Fällen nur fingirte! Die vielen Agenten, die alle von ihren Provisionen leben wollen, verteuern auch nicht wenig die Kosten der Ueberfahrt. Auf den Eisenbahnen und auf anderen Strecken zur See wird doch auch ohne Agenten gereist und die Passagiere finden sich dennoch zurecht. Man findet sich doch schwerer zurecht, wenn man per Eisenbahn von Moskau nach Lissabon, als wenn man von Bremen per Schiff nach Baltimore oder New-York reist. Und doch wird niemand von Moskau nach Lissabon einen Agenten brauchen. Gerade durch das Agententum wird die Masse um ihre Selbstständigkeit gebracht, denn Leute vom Lande sind gern geneigt, die Herren Agenten und Gastwirte mit ihren schweren goldenen Ringen und Uhretetten und ihrem oft so prozigen Auftreten als beamtete und ungemein vertrauenswürdige Persönlichkeiten anzusehen. Doch gibt es, wie wir immer betonen, unter Wirten und Agenten eine recht große Zahl durchaus reeller, aufrichtiger und nobler Leute, auf die wir das obige Urtheil nicht bezogen haben wollen. Nur im allgemeinen — und das wiederholen wir — müssen wir es tadeln, daß Agenten und Gastwirte die Unerfahrenheit und Unselbstständigkeit der Auswanderer ausnützen, ja sie zuweilen fast wie „Gepäck“ behandeln.

Im Bericht des Reichskommissärs ist ferner ein interessanter Punkt berührt, indem es heißt:

„Der Reichskommissär hatte im Berichtsjahr mehr als in früheren Jahren Anlaß, seine Aufmerksamkeit dem Treiben der neuerdings wieder in höherem Grade sich bemerkbar machenden ausländischen Land- und Kolonieagenten zuzuwenden.“

Wir sind der Ansicht, daß man den Einfluß dieser Art von Agenten auf die Steigerung der Auswanderung überschätzt. Die Auswanderung ist überhaupt keine künstliche Bewegung, sonst könnte man die einheimischen Agenten auch für dieselbe verantwortlich machen. Die Auswanderung steigt und fällt in einem gewissen Verhältnis zu dem Stande der wirtschaftlichen Verhältnisse diesseits und jenseits des Ozeans; die Tätigkeit der Agenten, mögen sie auch noch so verlockende Köder ausstrecken, kann Ebbe und Flut der Auswanderung nur in geringem Maße beeinflussen. Ein Einfluß indessen wird ausgeübt und häufig ein unheilvoller. Es werden Nachrichten über gewisse Gegenden verbreitet, als ob dort die Verhältnisse so günstig seien, daß dem Ansiedler die gebratenen Tauben in den Mund flögen.

Schon mancher hat sich dadurch verlocken lassen und hat grausame Enttäuschungen erleben müssen. Wir wollen die verunglückten Kolonisationsversuche der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre nur erwähnen. Gar mancher bedenkt eben nicht, daß drüben der Boden ein ganz anderer ist, der erst studirt sein will; gar mancher, der vorher noch nie Ackerbau getrieben, findet drüben, daß seine Muskeln zu schlaff geworden sind und schließlich finden alle, daß Urbarmachung und Bewirtschaftung eines Grundstücks überhaupt mehr Ausdauer und Mittel erfordern, als man sich hat vorreden lassen.

Weit schlimmere Erfahrungen als im Norden haben die Auswanderer im Süden Amerikas gemacht. Man weiß, wie seinerzeit eine große Anzahl Auswanderer nach Brasilien verlockt wurde, dort angekommen, sich in allem enttäuscht, dem Elend preisgegeben und von den brasilianischen Behörden mit großer Härte behandelt sah.

Auf Versprechungen ist überhaupt in solchen Fällen nicht viel zu geben. Auch in neuester Zeit ist dafür ein Beispiel beizubringen. Der Regierung einer Republik in Südamerika — der Name tut nichts zur Sache — scheint viel daran gelegen zu sein, ackerbautreibende Kolonisten in ihr dünnbevölkertes Gebiet zu ziehen. Sie suchte durch ihre Vertreter in Deutschland Verbindungen, und diese Vertreter fanden auch eine Anzahl von Leuten, die unter gewissen Bedingungen bereit waren, nach Südamerika überzusiedeln und sich dort anzubauen. Sie hofften den Kern einer Ansiedelung zu bilden, die sich mit der Zeit erweitern und mächtig werden sollte. Man wendete sich nun direkt an die Regierung jenes südamerikanischen Staates, worauf eine Denkschrift von derselben einlief, in der sie die Verhältnisse ihres Gebietes auseinandersetzte. Es wurde unter nicht allzu günstigen Bedingungen Land versprochen, doch sollten die Ansiedler von den politischen Rechten der Eingeborenen ausgeschlossen bleiben. Man wurde stutzig und ließ die Sache einstweilen liegen; indessen kam ein bekannter Weltreisender, der kurz zuvor jenes Land bereist hatte, nach Europa zurück und man war so vorsichtig, ihn in dieser Sache um Rat zu fragen. Er lachte hell auf. Die Regierung habe gar kein Land, sagte er. Alle die Landstriche, die dort vielleicht zur Kolonisation ge-

eignet seien, befänden sich in den Händen großer europäischer Kaufleute. Das Schlimmste aber seien die drüben sich wiederholenden sogenannten „Revolutionen“, die weniger politische als räuberische Unternehmungen seien. Wenn ein „revolutionärer“ General an der Grenze Truppen sammle, um gegen die Hauptstadt zu ziehen, so nehme er auf seinem Wege an beweglichem Gut alles mit, was zu erreichen sei. Es würden mit anerkannter Gewissenhaftigkeit zwar für alle bei diesen Requisitionen geraubten Gegenstände Vons ausgestellt, allein diese Vons hätten den einzigen Fehler, niemals eingelöst zu werden. Auf diese Mitteilungen eines durchaus glaubwürdigen Mannes stand man natürlich von jeder weiteren Unterhandlung ab.

Wenn schon bei einer Regierung so etwas vorkommt, was mag erst von den privaten Agenten privater Gesellschaften geleistet werden!

Wenn aber die Verlockungen der Agenten sich auch verdoppelt haben, die Auswanderung ist doch gefallen! Das hat seine zwei Gründe. Einmal ist die Zahl der Auswanderungslustigen und Auswanderungsfähigen denn doch nicht so groß, daß jedes Jahr die gleiche Zahl an den Seehäfen erscheinen könnte; zum andern sind die Verhältnisse in Amerika schlechter geworden. Viele sind enttäuscht zurückgekehrt, da sie sich mit der politischen Freiheit allein nicht abfinden lassen konnten. Wenn drüben auch das Heimstättengesetz besteht, welches dem Farmer ein unpfändbares Grundeigentum sicher stellt, so muß man doch ein solches Grundeigentum erst haben und zweitens muß es so viel tragen, daß man davon leben kann. Dann erst hat das Heimstättengesetz einen Wert. In Amerika hat auf den wirtschaftlichen „Aufschwung“ der unter den heutigen Verhältnissen unvermeidliche Niedergang folgen müssen, der in New-York einen großen „Krach“ verschiedener Banken neuerdings herbeigeführt hat.

Es hat einmal ein preussischer Minister, Graf zu Eulenburg, gesagt, um das Auswanderungsfieber zu dämpfen, müsse man einem Volke die Heimat möglichst lieb machen, d. h. Institutionen schaffen, unter denen es sich behaglich fühle. Ob dieser Minister wohl als Prophet in der Wüste gesprochen hat?

Eine Produktiv-Genossenschaft.

Ein Bild aus dem deutschen Arbeiterleben von B. Grosz.

(S. Illustration Seite 593.)

Das neunzehnte Jahrhundert, auch vielfach das „eiserne“ genannt, hat fast in allen Zweigen der gewerblichen Arbeit einen großartigen Umschwung hervorgerufen. An die Stelle des ehrsamten Handwerksmeisters, der emsig mit Gesell und Lehrbursch seine Tagesarbeit vollbrachte, ist die Fabrik getreten, die unter Zuhilfenahme der mannichfaltigsten Maschinen die Produktion bis ins Unendliche ausgedehnt hat. Fast alle Branchen des Handwerks sind in das Reich der modernen, fabrikmäßigen Herstellung gezogen worden, und dies alles ist so rasch gegangen, daß den Anhängern der Kunst es heute noch nicht klar geworden ist, wie bald es ein Ende hat mit der alten Herrlichkeit und wie bald neue, kräftigere Organisationen überall siegreich sich eingebürgert haben werden.

Auch das Gewerbe der Schiffszimmerer mußte mit der Einführung der eisernen Schiffe zu Grunde gehen. Noch vor 20 Jahren zählte der Holzschiffbau an der deutschen Nord- und Ostseeküste zu den blühendsten Gewerben; jetzt sind die meisten Werften eingegangen, und die wenigen, welche noch existieren, bauen nur noch kleinere Küstenschiffe, oder behelfen sich mit Reparaturen.

Die Schiffszimmerer selbst haben infolge dieser Umgestaltung eine harte Leidensperiode durchgemacht. Viele haben dem Handwerk den Rücken gekehrt, manche haben sich entschlossen dem Eisenschiffbau zugewandt — und das war das Beste, was sie

in ihrer Lage tun konnten —, während der Rest sich durch Reparatur- und andere Arbeiten auf den Werften kümmerlich durchschlägt.

Wir haben hier also ein Bild vor uns, wie in kaum einem Menschenalter ein viele tausende von Menschen beschäftigendes Gewerbe total zu Grunde gegangen ist, indem es der neuen Technik, den Anforderungen der Zeit zum Opfer fiel. Jedenfalls eine sehr lehrreiche Thatsache, die manchem in alten Anschauungen Befangenen die Augen zu öffnen geeignet ist.

Wenn wir diese Zeilen vorausschicken, so geschieht es einestheils, um ein interessantes Faktum zu konstatieren, andertheils aber, um dem Leser ein kleines Bild von der Lage des deutschen Schiffszimmerergewerbes zu geben. Der eigentliche Zweck dieses Aufjages ist, über eine deutsche Produktivgenossenschaft, eine Arbeiterorganisation zu berichten, deren Entstehung vorzugsweise auf die oben geschilderten Zustände zu setzen ist.

Im Januar 1873 hatte sich der Allgemeine deutsche Schiffszimmererverein in Hamburg konstituiert und seine Organisation über sämtliche Hafenstädte Deutschlands ausgedehnt. Er zählte zirka 3000 Mitglieder (mehr als 5000 wirklich gelernte Schiffszimmerer gab es überhaupt wohl in Deutschland nicht). Die Organisation war eine gute und wurden demzufolge die Löhne in den bedeutendsten Hafenstädten ohne ArbeitsEinstellung entsprechend erhöht. Wo es zur ArbeitsEinstellung kam, wurde

die Arbeit nicht eher wieder aufgenommen, als bis die Forderungen durchgesetzt waren.

Die Schiffszimmerer in Pommern, namentlich in Danzig, gehörten größtenteils den Dr. Max Hirsch'schen Gewerkvereinen an, und diese machten ihren Kollegen bei etwaigen Arbeitsstellen Konkurrenz. Die Schiffsbaumeister an der Ostseeküste, die schon seit dem 15. April 1872 einen Verein unter dem Namen: „Verein deutscher Schiffsbaumeister“ bildeten, brachten es bald dahin, die Meister der Nordseeküste zu bewegen, sich mit ihnen zu vereinigen, und bereits am 16. und 17. November 1874 fand in Berlin ihre erste Generalversammlung statt, die den „Verein norddeutscher Schiffsbauer“ ins Leben rief.

Auf dieser Generalversammlung wurde die meiste Zeit dazu verwendet, Mittel und Wege zu finden, wie die Organisation des Allgemeinen deutschen Schiffszimmerervereins am besten zu sprengen sei. Beschlossen wurde, im Januar 1875 alle diejenigen Schiffszimmerer auszusperrn, welche die schriftliche Erklärung verweigern würden, dem Vereine zu entsagen. Einige Meister drohten jedoch mit ihrem Austritt aus dem Bunde, wenn der Ausschluß schon im Januar 1875 stattfinden sollte, weil sie bedeutende geschäftliche Kontrakte zu erfüllen hatten, für deren strikte Innehaltung hohe Konventionalstrafen stipuliert waren. Die Maßregelung wurde daher bis Januar 1876 aufgeschoben. Mit einer Lohnreduktion wurde trotzdem gleich darauf am 23. November 1874 in Memel vorgegangen. Die deutschen Schiffszimmerer mußten hierzu Stellung nehmen. Der Allgemeine deutsche Schiffszimmererverein war so gut wie der Verein norddeutscher Schiffsbauer ein zentralisierter Verein, mithin war und mußte es vor allen Dingen seine Hauptaufgabe sein, die Reduktion der Löhne in Memel zu verhindern; es war ja ein Angriff gegen den ganzen Verein, und dieser Angriff mußte abgewiesen werden, um an andern Orten ähnliche Lohnreduktionsmaßregeln nicht aufkommen zu lassen.

In diese Zeit fällt auch die Abnahme des Holzschiffbaues in Deutschland. Innerhalb drei Jahren, von 1874 bis 1877, vermehrte sich die Zahl der Rauffahrtdampfer in den zivilisierten Staaten der Welt fast um 1800.

Die größten Rheeder Hamburgs und Bremens, welche am meisten den Weser- und Ostseestrand mit dem Bau neuer hölzerner Schiffe beschäftigt hatten, verkauften zum Teil dieselben und gründeten, der Zeit entsprechend, um der Konkurrenz der Engländer nicht zu erliegen, Dampfschiffahrt-Aktien-Gesellschaften, in deren Betrieb nur der moderne eiserne Dampfer eine Rolle spielt.

Die Gelegenheit für den Meisterbund, den Verein der Schiffszimmerer zu sprengen, wurde also stündlich besser, daher beschloß denn auch die Generalversammlung des Meisterbundes im Jahre 1875 am 29. und 30. November in Berlin mit 29 gegen 6 Stimmen, mit der Aussperrung sämtlicher Schiffszimmerer am Weser- und Ostseestrande am 1. Januar 1876 vorzugehen. Der Plan wurde ausgeführt; inwieweit er gelang, werden wir später berichten.

Mittlerweile waren für die Schiffszimmerer in Memel bereits 10 704 Mark an Unterstützung veranschlagt, ohne daß sich das Ende der Lohnstreitigkeit, resp. des ausgebrochenen Strikes absehen ließ.

Wie es nun in allen Branchen noch allzu viele indifferente Arbeiter gibt, so gibt es auch unter den Schiffszimmerern viele Männer, die leider gegen ihr eigenes Interesse zu handeln vermögen. So ging es auch in Memel. Viele Schiffszimmerer wurden fahnenflüchtig und waren froh, daß ihnen die Meister den früheren Lohn weiter zahlten. Der Kern der dortigen Schiffszimmerer mußte sich daher entweder organisieren und selbst Unternehmer werden oder zu den Meistern überlaufen. Sie wählten das Erstere, organisierten sich, übernahmen alle Arbeiten, die zu bekommen waren und mieteten einen Platz, auf welchem sie ihren Arbeiten oblagen. Sämtliche Arbeiten an den Schiffen, welche am Deck und über Wasser auszuführen waren, konnten sie annehmen, aber keine Arbeiten an den Schiffen unter Wasser, weil ihnen hiezu eine Schiffswerfte mit den dazu gehörigen

Einrichtungen fehlte. Sie wären demzufolge, falls sie nicht ebenfalls in den Besitz einer Werft gekommen wären, in flauen Zeiten den Meistern wieder in die Hände gefallen und der Kampf wäre alsdann von neuem entbrannt.

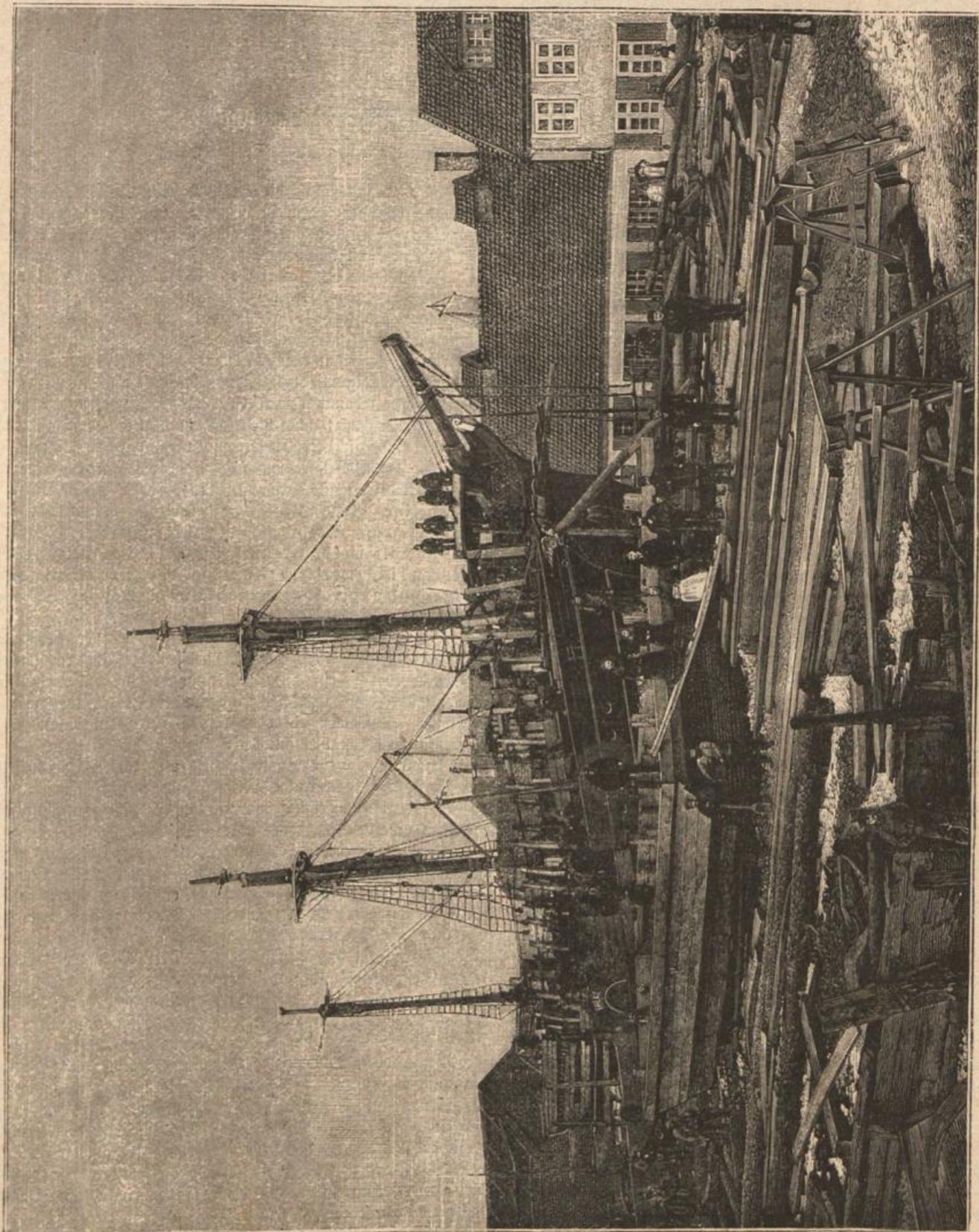
Das Glück war den Schiffszimmerern günstig. Sie konnten zu annehmbaren Bedingungen in Memel eine Werft mieten. Um der stets drohenden Gefahr, ausgemietet zu werden, zu entgehen, mußte das nächste Ziel sein, diese Werft eigentümlich zu erwerben. Dies konnten die Memeler Schiffszimmerer allein nicht vollbringen, sondern hierzu mußten die gesammelten deutschen Gewerksgenossen beitragen. Nach laugen Mühen und Verhandlungen konstituierte sich endlich in Hamburg am 18. November 1875 unter reger Beteiligung die Allgemeine deutsche Schiffszimmerergenossenschaft (G. G.), welche das Grundstück in Memel um 60 000 Mk. erstand. Wir wollen hier nicht die außerordentlichen Schwierigkeiten vorführen, welche für die Genossenschaft vorzugsweise darin bestanden, die nötigen Gelder aufzubringen; wir wollen nur konstatieren, daß der Plan trotz aller Gegenbemühungen der Memeler Meister gelang und die Werft sich ganz prächtig entwickelte. Gewiß ein Beweis, daß die Arbeiter sehr wohl im Stande sind, derartige geschäftliche Unternehmungen rentabel zu machen.

Aber auch noch eins hat die Gründung der Schiffszimmerergenossenschaft bewirkt: der Plan des Vereins nordd. Schiffsbauer, den deutschen Schiffszimmererverein zu sprengen, ist vollständig vereitelt worden. Innerhalb dreier Jahre wurden von dem Allgemeinen deutschen Schiffszimmererverein nahezu 104 000 Mk. für Unterstützungen aufgebracht, innerhalb dieser Zeit hatte der Verein nirgends eine Niederlage zu verzeichnen, trotzdem ein Angriff über den andern erfolgte.

Wir wollen jetzt noch einiges über die Entwicklung der Memeler Genossenschaft mitteilen, jedoch nur insoweit, als es von allgemeinem Interesse ist. Wir machen uns keineswegs an, in dieser Genossenschaft ein großes Werk zu sehen, aber immerhin haben die Schiffszimmerer etwas geschaffen, was das Interesse aller aufrichtigen Arbeiterfreunde in Anspruch nimmt.

Wie oben schon mitgeteilt, ist die Werft in Memel das Eigentum der Allgemeinen deutschen Genossenschaft. Die Memeler Schiffszimmerer bildeten sodann gleichfalls eine Genossenschaft, welche das Grundstück von der ersteren in Miete nahm. Dadurch ist erstens die Ausbeutung des Arbeiters von Arbeitern verhindert worden und zweitens sind die Arbeiter gezwungen, sich tüchtig zu rühren, wenn sie geschäftlich nicht zugrunde gehen wollen. Die Memeler schaffen für eigene Rechnung und zahlen an die Allgemeine Genossenschaft für die Benützung des Grund und Bodens einen mäßigen Zins. Diese Art und Weise der genossenschaftlichen Arbeit ist allerdings den Memelern anfänglich selbst spanisch vorgekommen. Auch hatten sie mit großen Schwierigkeiten bezüglich der Leitung zu kämpfen. Diese wurden jedoch beigelegt, indem man von Hamburg einen tüchtigen Geschäftsführer bestellte, der denn auch bald Leben in das Unternehmen brachte. Anfänglich angefeindet, wußte er sich doch bald das Vertrauen der Rheeder und selbst der Regierung zu erringen, die denn auch später ihre sämtlichen Arbeiten auf unserer Werft anfertigen ließ. Folgender Brief, aus dem ersten Jahre der Tätigkeit des neuen Geschäftsführers an den Vorstand der Allgemeinen Schiffszimmerergenossenschaft wirft ein grelles Streiflicht auf die Stellung der bürgerlichen Elemente zu den Bestrebungen der Arbeiter, so daß wir es uns nicht versagen können, ihn hier abzudrucken:

„Wir haben die ganze Kapitainmacht gegen uns. Trotzdem ich mich anbiete, die Arbeiten weit billiger zu fertigen, als andere Meister, so gelingt es doch selten, Arbeit zu bekommen; ich habe bereits viele Kapitäne, die sich von der Aufrichtigkeit unserer Bestrebungen überzeugt haben, auf meiner Seite, allein ihre Rheeder sind noch immer auf uns verbissen, sie sagen, wir von Hamburg hätten die Memeler Schiffszimmerer nicht mit Geldmitteln unterstützen sollen, dann stände der Lohn derselben nicht so hoch und sie (die Rheeder) würden mehr an ihren Schiffen machen lassen; jetzt sei ich derjenige, der um Arbeit



Die Schiffswerfte in Memel.

bettele, und hätte doch dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Arbeiten machen ließen, als sie eben notwendig müßten."

Das heißt also mit andern Worten, lieber die Schiffe verfaulen lassen, als einer Arbeitergenossenschaft Verdienst zu geben.

Die Memeler Schiffszimmerergenossenschaft hat die Schule des Geschäftslebens seit nunmehr 9 Jahren durchgemacht und ist an Erfahrungen reich geworden. Die Gefahr, ihr bischen Hab

und Gut zu verlieren einerseits, und auf der anderen Seite die Aussicht, den Reinertrag ihrer Arbeit selbst zu genießen, sind die Triebfedern gewesen, daß die Arbeiter die größten Anstrengungen gemacht haben, das Geschäft zu heben. Dieses ist aber auch nur der einzige Ansporn, die Arbeit auf genossenschaftlichem Gebiet in der heutigen Zeit zu fördern.

Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten.

Von Bruno Geiser.

(Schluß.)

II.

[Dr. Kochs Entdeckung: Der Cholera bacillus. — Dessen Lebens- und Vermehrungsbedingungen. — Seine geringe Lebenskraft trotz seiner furchtbaren Gefährlichkeit. — Die Mittel, ihn zu vernichten: Eintrocknen, ansäuern. — Die nächsten Verwandten der asiatischen Cholera: Die einheimische Cholera und die Kindercholera. — Ursache, Auftreten, Behandlung beider. — Schluß: Unsere Aufgabe und Absicht.]

Als Grundursache eines so gefährlichen Brechdurchfalls, wie es die asiatische Cholera ist, hatte man seit langem einen pilzartigen Organismus betrachtet, ohne den eigentlichen Uebelthäter aus der großen Zahl der in den Eingeweiden und Entleerungen von Cholera toten, bez. Kranken, wimmelnden Mikroorganismen herausfinden zu können. Jetzt endlich, auf Forschungsreisen in Aegypten und Indien, ist es dem durch die Entdeckung des Tuberkelbacillus rasch berühmt gewordenen Mitgliede des deutschen Reichsgesundheitsamts, Geh. Regierungsrat Dr. Robert Koch, gelungen, auch den Cholera bacillus auf frischer Tat zu attrapieren. Wegen der Form dieses mikroskopischen Untiers nannte Koch es den Kommabacillus. Die hauptsächlichsten Lebensbedingungen des Kommabacillus sind in faulenden organischen Stoffen bestehende Unreinigkeit und Feuchtigkeit.

Wo ein mit organischen Stoffen verunreinigter Boden durch Sinken des Grundwassers der atmosphärischen Luft zugänglich wird, und die zu seiner Existenz nötige Feuchtigkeit herrscht, da findet der Cholera pilz die günstigsten Bedingungen zur Entwicklung und Vermehrung.

Aber auch im Wasser kann nach Kochs Beobachtung der Cholera pilz existieren und mit dem Wasser in entwicklungsfähigem Zustande in den Menschen hineingelangen.

Auch auf die sehr verschiedengradige individuelle Empfänglichkeit für das Cholera gift — den Kommabacillus — wird durch Kochs Untersuchungen Licht geworfen.

Wir haben im vorhergehenden Abschnitt ausgeführt, daß vorzugsweise schwächliche, durch Krankheiten, Anstrengungen, Erzeß oder Diätfehler angegriffene und schlecht genährte Personen der Cholera zum Opfer fallen. Dementsprechend hat Koch nachgewiesen, daß der Kommabacillus nur in alkalisch reagirenden Nährsubstanzen regelrecht wächst, durch ein wenig an freier Säure aber in seiner Entwicklung auffallend zurückgehalten, selbst getötet wird. Nun ist im gesunden Magen stets freie Säure vorhanden, in dem unter Verdauungsstörungen leidenden Magen dagegen kann sie leicht fehlen. Den gesunden Magen also werden die etwa eingeführten Cholera bacillen nicht wohl passiren können, ohne getötet oder in ihrer Entwicklungsfähigkeit geschwächt zu werden; den kranken Magen aber, oder den Magen, durch den sie so rasch in den Darmkanal hinein befördert werden, daß die freie Magensäure nicht genügend auf sie wirken konnte, werden sie mit voller Lebenskraft verlassen, um sich im Darm anzusiedeln und in dessen alkalisch reagirenden Inhalt ins Unzählige zu entwickeln.

Da nun Verdauungsstörungen sehr häufig durch Durchfälle sich bemerklich machen, so ist, wie Dr. med. Fr. Dornblüth sehr richtig ausführt*), „ein Durchfall zur Cholerazeit ein Warnungs-

*) In der Abhandlung „Die Cholera“, Gegenwart, Juli 1884; der ich bei meiner kurzen Darlegung der Kochschen Forschungsergebnisse zum Teil folge.

raf, daß man schleunigst die Ordnung wiederherstelle: denn sie zeigt an, daß der Darm in geschwächtem Zustande und daher ohne Schutz gegen den andringenden Feind ist. Nun darf man aber die Sache nicht so verstehen, daß etwa jeder Durchfall zur Zeit einer Cholera epidemie so rasch als möglich gestopft werden müsse, wozu ja sogenannte Cholera tropfen und andre opiumhaltige Mittel dann von allen Seiten empfohlen und förmlich aufgedrängt zu werden pflegen. Es ist vielmehr im Gegenteil wünschenswert, daß der Darm so schnell und so vollständig wie möglich von seinem krankhaften Zustande befreit werde, damit den Pilzen das Festsetzen und Wuchern wenigstens erschwert und vielleicht unmöglich gemacht werde. Ich selbst habe in drei Cholera epidemien, fährt Dr. Dornblüth fort, „an deren Bekämpfung ich sehr regen Anteil genommen, die feste Ueberzeugung gewonnen, daß jeder rechtzeitig in vernünftige Behandlung genommene Durchfall und auch die große Mehrzahl der beginnenden Cholerafälle geheilt werden kann; daß aber fast rettungslos verloren ist, wer im Anfange der Krankheit durch Opium und andre sogenannte Stopfmittel seine Darmbewegungen aufhebt.“

Diese Anschauungsweise ist, gemessen an der gewaltigen Cholerafurcht, welche durch das Wüten früherer Cholera epidemien erzeugt wurde, — eine ziemlich hoffnungreiche, und nach unserer jetzigen Einsicht in das Wesen der Krankheit ist dieselbe durchaus begründet, umso mehr als ohne den Cholera bacillus und dessen Eindringen in den menschlichen Darm der Ausbruch der asiatischen Cholera gänzlich unmöglich ist und dieser Bacillus sich nur in Indien schrankenlos vermehrt, dagegen in Europa nicht zu der Lebenskraft gelangt, um sich längere Zeit fortpflanzungsfähig zu erhalten.

Dauerformen des Cholera pilzes, wie sie bei anderen krankheitserzeugenden Pilzen vorhanden sind, hat nach Kochs Meinung der Cholera pilz nicht aufzuweisen*); er ist trotz seiner großen Gefährlichkeit ein sehr vergängliches Wesen; Eintrocknen tötet ihn in wenig Stunden vollständig.

„Eintrocknen und Ansäuern von pilzhaltigen oder verdächtigen Stoffen, — also aller Entleerungen von Cholera kranken und der mit solchen beschmutzten Gegenstände, wie Wäsche, Betten u. —, werden also zuverlässige Desinfektionsmittel sein, besser jedenfalls als die bisher gebräuchlichen, deren Ruf oft nur darauf beruht, daß die Cholera nicht überall hinkommt, wo man sie fürchtet und daß die Epidemien stets in unserm Klima nach kurzer Zeit von selbst erlöschen. Die Entwicklung von Chlor- oder Kohlendämpfen in der Umgebung der Kranken, sowie das Ausräuchern verdächtiger Personen hat auf die im Darm befindlichen Bacillen gewiß und auf die entleerten und durch den übrigen Darminhalt oder andre Dinge eingehüllten Bacillen schwerlich irgend eine Wirkung. —

„So vergeblich der Versuch sein würde, die in Menschen, in den Erdboden oder großen Unratmassen oder in Gewässern eingedrungenen Bacillen auf solche Art zu bekämpfen, und so schwer ausführbar und vollkommen unzuverlässig alle Sperr-

*) Dies nach den allerneuesten Mitteilungen Kochs abweichend von der in der „Gegenwart“ geäußerten Meinung Dr. Dornblüths.

und Desinfektionsmaßregeln einer einigermaßen ausgebreiteten Epidemie gegenüber sein werden, so zugänglich und angreifbar sind oft die ersten Fälle von Choleraerkrankungen an einem Orte. Es handelt sich dann nur um Aufnahme der Kranken in einem gegen Verunreinigung des Bodens und Wassers gesicherten Lokal nebst Desinfektion oder Vernichtung aller Abgänge und aller nicht sicher desinfizierbaren Kleider und Gebrauchsgegenstände. Nach allen Erfahrungen brauchen sich Aerzte und Wärter dabei nicht vor Ansteckung zu fürchten, wenn sie nicht durch eine Störung der Verdauungsorgane sich in besonders empfänglichem Zustande befinden. Der Umgang mit den Kranken, ihre Wartung und Pflege, sowie die Behandlung der Leichen ist anerkannter Weise für Gesunde nicht oder sehr wenig gefährlich; aber die Abtritte, welche die Ausleerungen der Kranken aufgenommen haben und ihre (ziemlich frische und feuchte) Wäsche haben sich stets als sehr gefährlich erwiesen. Auch diese alten Erfahrungen hat Koch bestätigt und aufgeklärt: er fand, daß in der Wäsche von Choleraerkranken, die (was wohl immer der Fall sein dürfte) mit Entleerungen beschmutzt war und 24 Stunden feucht gehalten wurde, die Cholera bacillen sich in ganz außerordentlicher Weise vermehrten, und ferner, daß wenn Choleraentleerungen oder Darminhalt von Choleraleichen auf der feuchtgehaltenen Oberfläche von Leinwand, Fließpapier und ganz besonders auf der Oberfläche feuchter Erde ausgebreitet werden, daß sich dann nach 24 Stunden regelmäßig die ausgebreitete dünne Schleimschicht vollständig in eine dichte Masse von Cholera bacillen verwandelt hat.

„Könnte man von allen Choleraerkranken, also auch von denjenigen, welche mit der sog. Cholera diarrhoe umhergehen und umherreisen und dabei die Krankheitskeime austreuen, alle Abgänge auffangen und sicher desinfizieren, also ihre Bacillen durch Austrocknen, durch Säuren oder andre chemische Mittel töten, so würde man jede Choleraepidemie vernichten können. Solche Bestrebungen werden zwar vermutlich immer an dem Leichtsinne und der Unwissenheit der Menschen und den unkontrollierbaren Mannichfaltigkeiten des Verkehrs scheitern, aber dennoch bleibt die Aufgabe bestehen, womöglich in jedem Cholerafall, besonders bei den ersten in einem Ort oder Hause, zu verhindern, daß Choleraausleerungen in die Abtritte, in den Erdboden und andre der Bacillenentwicklung günstige Stoffe gelangen, und ferner die Wäsche und andre verunreinigten Gegenstände alsbald einer zuverlässigen Desinfektion*) zu unterziehen.“

Die nächste Verwandte der asiatischen Cholera ist die europäische oder einheimische, man könnte sie die ordinäre Cholera nennen, zur Unterscheidung von der die asiatische Cholera so häufig einleitenden besonderen Cholera. Mit ihrem wissenschaftlichen Namen wird sie Cholera nostras, Cholera europaea, Cholera sporadica, Cholera hagia und deutsch auch Brechdurchfall, Brechholik, Brechruhr genannt.

Sie unterscheidet sich von der als Vorläuferin der asiatischen Cholera auftretenden Cholera nur dadurch, daß sie sich, weil bei ihr der Kommabacillus nicht vorhanden ist, auch nicht zur asiatischen Cholera entwickeln kann; und vor dieser asiatischen Cholera zeichnet sie sich durch erheblich geringere Gefährlichkeit und Sterblichkeit aus.

Vorzüglich tritt sie in den heißen Sommermonaten auf, meist hervorgerufen durch Diätfehler, wie sie im ersten Abschnitt angeführt wurden, und durch Erkältung, welche rascher Temperaturwechsel — heiße Tage, kühle Nächte u. dgl. — veranlaßt hat.

Sie tritt oft plötzlich, noch häufiger aber nach Ankündigung durch tagelange Unbehaglichkeit und Uebelkeit, Leibschneiden, Kolik im Leibe, Appetitmangel und leichte Diarrhoe ein. Die eigentliche Krankheit dauert meist 8—24 Stunden, nur äußerst selten länger als zwei Tage, und führt selten zum Tode. Beim Eintreten des Anfalls werden die Stuhlausleerungen zahlreicher und bringen allmählich statt der gewöhnlichen Exkremente schleimige

bräunlich gefärbte oder gelbliche Flüssigkeiten hervor. In seltenen, alsdann aber stets gefährlichen Fällen, kommen schließlich auch reißwasserähnliche Entleerungen zum Vorschein.

Neben dem Durchfall geht Erbrechen einher, — zuweilen geht dieses jenem auch voraus. Das Erbrechen fördert nach Beseitigung der im Magen vorhandenen Nahrungsreste schleimige, grünlich gelbliche, sauer schmeckende Flüssigkeit zutage.

Werden die Ausleerungen sehr häufig — bis zu zwanzig in der Stunde können sie zunehmen — so fallen die Kranken am Ende völlig zusammen, werden schlaffüchtig und können rasch dem Tode anheimfallen.

Die Behandlung der Sommercholera ist vom Beginn des Durchfalls an am besten so einzurichten, als hätte man es mit den gefährlichen Vorboten der asiatischen zu tun. Bei einigermaßen heftigem Durchfall lasse man die Kranken zu Bett gehen; in keinem Falle dulde man, daß sie ohne wärmende Leibbinde umhergehen. Bei Leibschmerzen und Kollern mache man fortgesetzt umfangreiche warme Breiumschläge auf den Bauch. An Nahrung gestatte man nur Flüssiges, namentlich Abkochungen von durchgeschlagener Haferrübe oder Gersten- und Weizenschleim. Gegen lebhaften Durst gebe man Selterswasser, indes man Brunnenwasser nur stark gelocht, dann abgekühlt und mit einem Zusatz von Kognak oder Rotwein zulasse. Bei reichlichem Erbrechen wird der Arzt, der selbstverständlich bei so schwerer Krankheit nicht zu entbehren ist, wahrscheinlich kleine Eisstückchen dem Kranken reichen lassen und subcutane Morphiuminjektionen in das Epigastrium*) machen, die oft erstaunlich rasch guten Erfolg nach sich ziehen. Wohlhabenden Kranken würde die in Anfällen der einheimischen Cholera, beziehentlich der der asiatischen Cholera vorausgehenden Cholerae, sich trefflich bewährende Wohltat des häufig wiederholten Genusses kleiner Quantitäten von auf Eis gesetztem Champagner gewährt werden können.

Die vollendete Ähnlichkeit der einheimischen Cholera mit der asiatischen, bei dem großen Unterschiede in der Gefährlichkeit beider, weist darauf hin, daß man sich bei dem Herannahen der indischen Seuche zwar durch jeden choleraähnlichen Fall zur äußersten Vorsicht ermahnt sehen, aber nicht, wie es zumeist geschieht, zu Tode erschrecken lassen soll. Selbst Todesfälle unter allen äußeren Anzeichen der asiatischen Cholera beweisen noch gar nichts für den Ausbruch der asiatischen Epidemie und die Anwesenheit des Kommabacillus; sie können sehr wohl vereinzelt bleiben und die asiatische Cholera kann an dem Orte, wo sie vorgefallen, vorübergehen, ohne ihn auch nur zu berühren.

Daher hat man auch in Cholerazeiten auf die bald an allen Orten auftauchenden Nachrichten vom Ausbruche der Epidemie an diesem oder jenem Orte gar kein Gewicht zu legen. Die erstaunliche Unwissenheit und Leichtfertigkeit der Zeitungsschreiber landläufiger Qualität haucht mit Vergnügen jeden oft ganz unschuldigen Brechdurchfall oder selbst Durchfall ohne Erbrechen zum Cholerafall auf, um gläubige Leser in Schrecken zu setzen und einige Pfennige mehr des schändlichen Sündenlohns für Zeitungszeilenreißerei zu erjagen. —

Die einheimische Cholera, welche kein Lebensalter verschont, tritt besonders häufig im frühesten Kindesalter auf und wird dann Cholera infantum, Kindercholera, genannt.

Unpassende Nahrung und Erkältung sind auch hier die Ursachen. Meistens werden Kinder von ihr befallen, welche künstlich ernährt oder der Muttermilch entwöhnt und in beiden Fällen mit zu schwerer unverdaulicher Nahrung behelligt werden, vorzüglich auch solche, bei deren Ernährung nicht die nötige Sorgfalt und Sauberkeit beobachtet wird. Doch auch Säuglinge an der Mutterbrust verschont sie nicht, wenn die Muttermilch entweder zu fett oder zu arm an Fett ist, wenn die Kinder zu reichlich oder nicht genügend ernährt werden, wenn Mütter oder Ammen kränkeln, starken Gemütsbewegungen oder großen Anstrengungen ausgesetzt sind. Kinder, welche das zweite Lebensjahr überschritten haben, werden dagegen sehr selten von diesem Brechdurchfall heimgesucht.

*) Für dieses Fremdwort schlagen der bekannte Germanist Sanders und andere um die möglichste Reinigung der deutschen Sprache von derartigen Eindringlingen bemühte Gelehrte und Ungelehrte in deutschen Ausdrücken Entsprechung oder Entgiftung vor.

*) Morphiumeinspritzungen unter die Haut der oberen Bauchgegend.

Der schlimmste Grad der Kindercholera weist anfangs dünne, gelbliche, später farblose, oft Blutspuren zeigende wolkenartige Stuhlentleerungen auf, — 15—20, zuweilen auch 30—40 am Tage. Die kleinen Patienten erbrechen dabei alles, was sie genießen; sie sind höchst unruhig und verraten durch Geschrei und dadurch, daß sie die Beine krümmen und hochziehen und die Fersen bis zum Mundwerden aneinander wezen, heftige Unterleibschmerzen. Die Haut wird allmählich kühl und bläulich, der Atem gleichfalls kühl, die Bindehaut der nur halb geöffneten Augen rötet und trübt sich, die Fontanelle, d. h. die vier weichen, durch das Zusammenreffen mehrerer Schädelknochen gebildeten, Stellen des Schädeldaches, fallen ein, die Bauchdecken fühlen sich schlaff an und sinken desgleichen ein; die Kinder verschmähen nunmehr die Mutterbrust und sonstige Nahrung, vermögen nicht mehr ordentlich zu schlucken, verfallen in Krämpfe und werden schlaffüchtig, bis der Tod unter totalem Kräfteverfall (Collapsus) eintritt.

Die Cholera der Kinder verläuft nicht so rasch wie die der Erwachsenen. Meist währt sie 3—6 Tage, mitunter auch länger, selbst 2—3 Wochen.

Der Tod kann auch durch andere Krankheiten, welche die Kindercholera gern begleiten, wie Lungenentzündung, verursacht werden.

Zuweilen läuft die Krankheit auch in chronische Diarrhöe oder einen allgemeinen Schwund der Kräfte und Säfte — Atrophie — aus.

Der Eintritt der Genesung kennzeichnet sich durch langsame Nachlassen der Entleerungen durch Aft und Mund, zunächst meist des Erbrechens, begleitet durch ein merkliches Kräftigerwerden des Pulses und eine Erhöhung der unter das Normale gesunkenen Körpertemperatur. Oft leitet ein mehrstündiger ruhiger Schlaf die Genesung in bester Weise ein.

Die Kindercholera ist, je jünger die Kinder sind, desto mörderischer. Doch sind die erkrankten Kleinen auch in den schlimmsten Stadien der Erkrankung noch nicht als verloren zu betrachten, denn selbst als unrettbar von vorsichtigen und kundigen Ärzten aufgegeben sind zur völligen Genesung gelangt.

Ueber die Behandlung der Kindercholera schreibt Professor Ehrenhaus*), man habe da, wo eine bestimmte Krankheitsursache nachweisbar, dieselbe zu beseitigen oder wenigstens unschädlich zu machen, indem man, „wenn der Brechdurchfall durch eine Indigestion hervorgerufen und ganz frischen Datums ist, trotz des Durchfalls mit Hydrargyrum chloratum mite in Dosen von 0,015—0,03 Gr. zweistündlich mit gutem Erfolge geben könne. In anderen Fällen leistet das Acidum hydrochloricum (1,0 auf Aq. destillata 60,0 Mucil. Gummi arab. und Syrup. simpl. aa. 30,0 ohne oder mit einem Zusatz von Tinet. Opii simpl. seu crocat. gtt. III—V, zweistündlich einen Kinderlöffel) nach den Erfahrungen von Hensch u. a. gute Dienste. Wenn diese Meditationen nicht sogleich das Erbrechen zum Stillstand bringen und die Ausleerungen quantitativ und qualitativ bessern können, möge man zum Argentum nitricum (0,05 auf Aq. destill. 60,0 Mucil. Gummi arab. 30,0 mit einigen Tropfen Tinet. thebaic. 2—3stündlich 1 Kinderlöffel) oder zum Bismuthum subnitricum (0,05—0,2 stündlich) übergehen.

„In einigen Epidemien, in welchen uns diese Mittel im Stich gelassen hatten, haben wir noch eine günstige Wendung der Krankheit nach Darreichung von Solut. Acidi carbolici (0,5—1 auf 10,0 Aq. destill.) 5—10 Tropfen 2—3stündlich beobachten können. Ebenso haben wir auch in einzelnen Fällen,

*) In der Realencyclopädie der gesammten Heilkunde, Bd. II, Artikel Brechdurchfall.

wo das Erbrechen durchaus nicht aufhören wollte, das Chloralhydrat (1,0 auf Aq. destill. 86,0 Mucil. Gummi arab. und Syrup. simpl. aa. 20,0 2—3stündlich 1 Kinderlöffel) mit gutem Erfolge anwenden sehen. Zuweilen leisteten auch Klysmata von Stärke mit oder ohne Argent. nitr. oder auch Chloralhydrat gute Dienste, wenn kein Tenesmus vorhanden ist*).

In der Kindercholera sowohl, als in der einheimischen Cholera der Erwachsenen hatten wir es mit Krankheiten zu tun, deren wesentlichste Erscheinungen die eines Magendarmkatarrhs sind, d. h. einer Entzündung der Magen- und Darmschleimhaut, welche deswegen gefährlich ist und verderblich werden kann, weil sie gleich der asiatischen Cholera, nur nicht in so hohem Maße, einerseits dem Blute eine Menge nahrhafter Bestandteile entzieht, andererseits den Verdauungsapparat verhindert, die notwendige Menge von Nahrungstoffen in das Blut aufzunehmen.

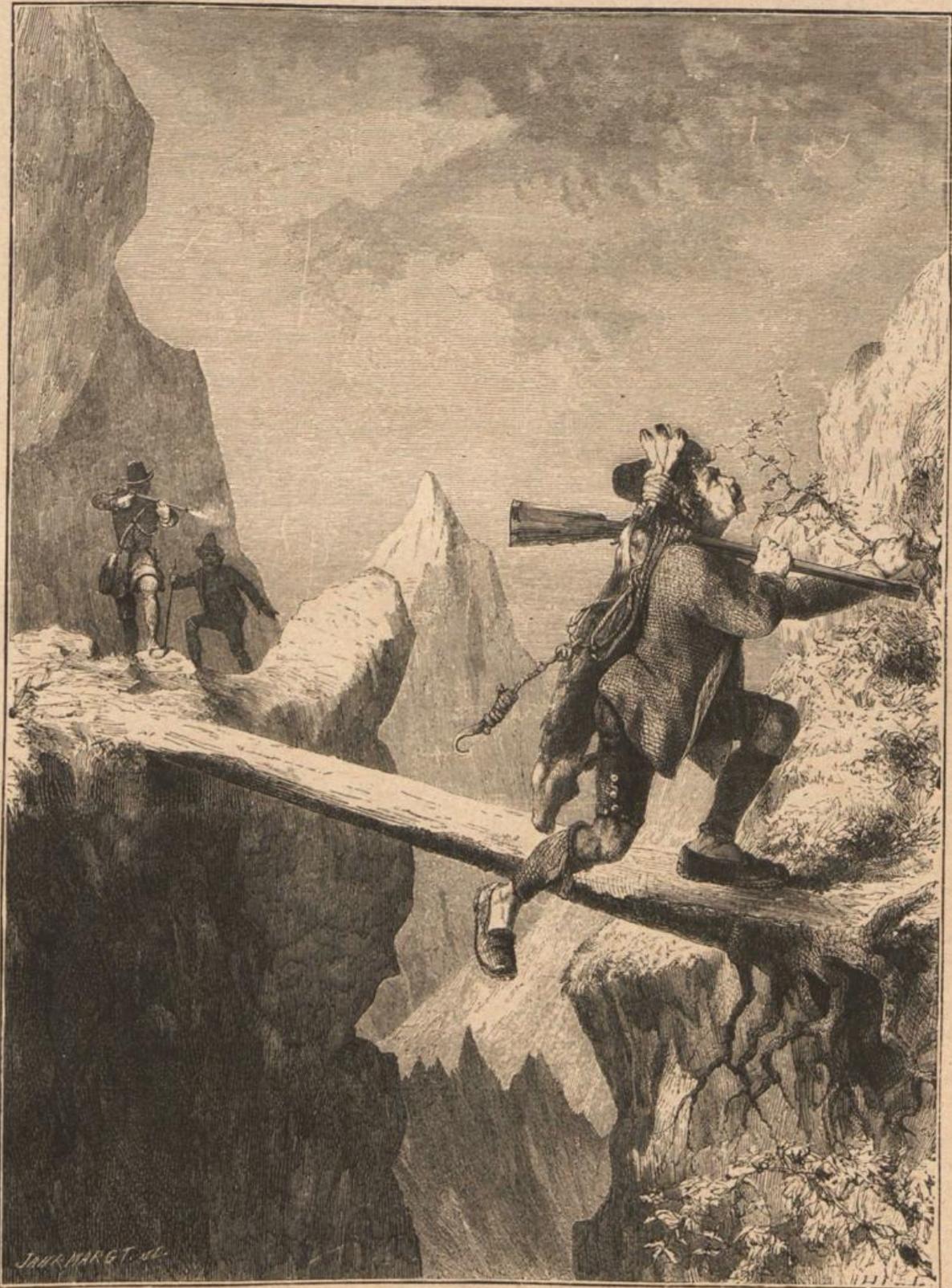
In den Erscheinungen, die sie veranlassen, und in ihren Wirkungen ähneln dieser Gruppe der nächsten Choleraerwandten noch eine Reihe anderer Krankheiten, welche ihren Sitz im Darm allein haben, — nämlich die einfachen katarrhalischen Entzündungen der Darmschleimhaut, der Darmkatarrh, und die krupösen oder diphtheritischen Entzündungen derselben, welche als Ruhr bezeichnet werden; alsdann die übrigen Schleimhaut-Entzündungen der verschiedenen Darmpartien, so die Entzündung des Blinddarms und des Wurmfortsatzes, die Entzündungen beim Unterleibtyphus u. s. w.

Diese Gruppe der entfernteren Choleraerwandten werden wir, sobald es uns unsere Zeit und der Raum der „M. W.“ gestatten, in einem besonderen Artikel behandeln.

Für heute sei nur noch, um Mißverständnisse zu vermeiden, hinzugesagt, daß wir beileibe nicht beabsichtigen, unsere Leser zu verführen, von ärztlicher Hilfe in irgend welchem erheblichen Krankheitsfalle Abstand zu nehmen und sich oder ihre Angehörigen „selbst zu kurieren.“

Nicht diesen Zweck haben unsere Belehrungen, — im Gegenteil: wir wollen, — indem wir nach dem Stand der Wissenschaft unserer Tage den Lesern das Wesen gewisser allgemeingefährlicher Krankheitsformen enthüllen und die Mittel angeben, mit denen dieselben von der Wissenschaft bekämpft werden, — unsere Leser befähigen, nach Möglichkeit den betreffenden Krankheiten vorzubeugen, beziehentlich aus dem Wege zu gehen oder sie bereits in ihren anscheinend harmlosen Anfangsstadien zu erkennen. Wir wollen ferner — soweit es in unseren Kräften steht — aus dem Laien, der heutzutage noch in den meisten Fällen ein verständnisloser, mißtrauischer, oft hinderlicher Zuschauer auch des kenntnisreichsten und aufopferungsvollsten Arztes ist, einen, so viel es angeht, verständnisvollen Gehülfen und Förderer des Arztes machen. Wir wollen endlich auch dadurch, daß wir unseren Lesern physiologische, hygienische und medizinische Kenntnisse zuführen, welche dem Geere der Geheimmittelanpreisler, Kurpfuscher und Heilweiber fast immer abgehen, die Wichtigkeit des Wirkens dieser unverständigen oder gewissenlosen Menschen enthüllen und ihrem gefährlichen Treiben einen Damm setzen helfen.

*) Wir überzeugen hier die in den vorstehenden beiden Absätzen vorkommenden wissenschaftlichen Fremdbezeichnungen alle zusammen: Indigestion = Unverdaulichkeit, Hydrargyrum chloratum mite Calomel (Quecksilberchlorür), Acidum hydrochloricum Salzsäure, Aqua destillata destillirtes Wasser, Mucilago Gummi arabici arabischer Gummischleim, Syrupus simplex einfacher Syrup, Tinctura opii simplex einfache Opiumtinktur, seu crocata oder (Opiumtinktur) mit Safran, argentum nitricum salpeterjaures Silber, Bismuthum subnitricum salpeterjaures Bismut, Solutio acidi carbolici Karbolsäurelösung, Klysmata Klystiere, Tenesmus Stuhlzwang.



Der Wilderer.

Ein schnurrig Stück Menschenleben.

Humoristische Erzählung von Hans Gark.

(Fortsetzung.)

„Machen Sie verflucht rar, bester Gutenbier,“ hub der Major von neuem zu schnarren an, ohne sich um Christians unverholenes Erstaunen zu kümmern und von mir die geringste Notiz zu nehmen. „Freilich sind 'n kolossal gelehrtes Haus, trotz Ihrer Jugend, — weiß schon, weiß alles, — hoden immer hinter Schweinsledernen Schmökern, müssen doch aber auch wieder 'mal in die Gesellschaft — unter Menschen — he! — Menschen beiderlei Geschlechts — he! wie wär's denn zum nächsten Bal champêtre?“

Dem guten Christian stand der Mund weit offen; er vermochte nur zu stottern:

„Ich, verehrter Herr Major, ich — würde sehr gerne, — wenn ich wüßte — —“

„Ja — wenn Sie wüßten, bester Gutenbier,“ lachte der Major und klopfte Christian, mit den Augen zwinkernd auf die Schultern. „Rate Ihnen, warten Sie nicht, bis Sie alles wissen, sondern stürzen sich kopfüber in die Welt, wo sie am fidelsten ist. 'n Kerl, der mit allen klassischen Hunden gehezt ist, wie Sie, paßt zu unsern ästhetischen Gesellschaften — ganz verflucht ästhetisch manchmal, sag' ich Ihnen — wie Zitronensaft zur Auster. Also beim Bal champêtre im Bülaner Parke, — Hand drauf!“

Er nahm Christians Rechte und schüttelte sie, daß Christian schwankte wie ein Rohr im Winde.

„Ich weiß wirklich nicht, — ob, ob ich nicht sehr unwillkommen, — ob ich zu so eleganter Gesellschaft passe“ — stotterte Christian.

Der Major lachte, daß sicherlich die Fenster Scheiben in den nächsten Häusern geklirrt haben:

„Nicht passen — nicht sehr unwillkommen — ha, ha, na, wissen Sie, wenn Sie einem alten Praktikus, wie ich, in solchen verdammt kizlichen Fragen nicht trauen, da müssen Sie Sich an kompetentere Leute wenden, — z. B. an meine Thusnelde oder Roswitha — he, Mädels — —“

Soeben rauschten in hocheleganten Promenadenkostümen die sechs Töchter des Majors — zu zwei und zwei in drei Gliedern geordnet — vorüber. Die Töchter, in drei Glieder zu je zwei — der Major eine beträchtliche Strecke als Kolonnenführer voraus — die Mama „als schließender Unteroffizier“ hinterdrein, — das war die stets in peinlichster Gewissenhaftigkeit innegehaltene Spaziermarschordnung der Majorsfamilie.

Die angeredeten Mädels Thusnelde und Roswitha waren die ältesten Töchter des Majors von Zahlen. Sie waren — nach einer — wie der Major zu sagen pflegte — ganz verflucht weisen Fügung der Vorsehung auch die größten in der stattlichen Töchter-schaar, — so daß sie ebensowohl wegen der Höhe ihrer Gestalt als ihres — 25- und 23jährigen — Alters an der Spitze der Mädchenskolonne zu marschiren ein Recht hatten.

Christian und ich — wir verneigten uns vor den Damen, — Christian ungeheuer verlegen.

Thusnelde und Roswitha mußten ihren freilich stets mit Posaunenstimme sich unterhaltenden Vater sehr wohl verstanden haben, denn sie sagten vorwurfsvollen Tones im Vorbeirauschen:

„Aber Papachen — —“

Und der linke Flügelmann des ersten Gliedes — Roswitha — versetzte dem drei Bentner schweren Papachen einen leichten Schlag mit dem verlenbesetzten Fächer. —

Dabei erwiderten die Damen alle sechs Christians Gruß auf das freundlichste. — Thusneldens und Roswithens Flammenaugen blizten sogar zärtlich zu ihm hinüber und die kirschroten Lippen öffneten sich und zeigten in berauschendem Lächeln zwei Perlschnüre schneeweißer Zähne, — also, daß Christian blutrot wurde in seinem bleichen Stubenhockergesicht.

Auch der schließende Unteroffizier — die Frau Majorin vielmehr, — neigte sehr gnädig das kunstvoll frisirte und

koiffürte Haupt, — aber sie wie die sechs Töchter nur zu Christian hin, — ich existierte — wie es schien — für die interessante Familie garnicht.

Der Major stampfte nun gleichfalls von dannen — um schleunigst seinen ihm von Gottes und Rechtswegen gebührenden Platz an der Spitze der Familienkolonne wieder einzunehmen.

Christian war verblüfft, wie ich ihn noch nie zuvor gesehen.

„Sind das etwa die Gegenstände deiner Doppelliebe, — diese feurige Thusnelde und die vielleicht noch feurigere Roswitha — —“

„Keine Idee — nicht die Spur, der Major von Zahlen und seine Tochter haben mit mir kaum je drei Worte gesprochen und sich immer so kühl und abweisend benommen, wie möglich — —“

„Na, heute gewiß weder kühl noch abweisend, Christian, im Gegenteil — —“

„Ja — heut —“, Christian schüttelte einmal über's andere den Kopf.

Ich vermochte auch keine Erklärung für die auffallende Erscheinung zu finden. Alle Vermutungen, welche ich aussprach, konnte Christian leicht widerlegen. Indessen waren wir aus der Stadt hinaus in den Park gelangt. Eine schattige Allee nahm uns auf, laue Winde umsäuvelten uns, Blumen dufteten zu beiden Seiten des sorgfältig gepflegten Parkweges und hundertstimmiges Singen und Zwitschern lustigen Vögelvolks schmetterte uns entgegen.

„Nun, Christian, ist es nicht über alles köstlich, solch' einen Sommertag in vollen Zügen zu genießen“, fragte ich.

„O, er ist schon schön, — solch' ein Tag,“ erwiderte er. „Aber für einen Bettelarmen wie ich, — für einen so ganz Weltverlassenen — ist auch in dem Becher solch' hohen und reinen Vergnügens gar zu viel Vermut, — die abscheulich nüchternen Fragen, was werde ich — wenn diese kurze Lust vorüber ist — essen, womit werde ich mich kleiden — was werde ich treiben — sie tauchen immer wieder vor mir beängstigend auf — —“

„Ich glaube gar, Christian, Nahrungssorgen — das ist doch zu arg. Solange du einen Freund hast, wirst du nicht hungern. — Doch, schaue dorthin, — da kommt auch ein Mann mit einem finstern Gesichte, — ob der wohl auch Nahrungssorgen hat — —“

Christian war doch schon heiterer gestimmt, als noch kurz zuvor.

Er lachte.

„Der — Nahrungssorgen! Das ist ja der Geheime Kommissionsrat Brendel, der wohnt meinem Onkel schräg gegenüber, — er ist Millionär. Ich muß den Mann grüßen, obgleich er mir kaum dankt — —“

Christian zog den Hut.

Der Geheime Kommissionsrat Brendel erhob sein finstere Antlitz, in dem eine mächtige Habichtsnase prangte. Er griff flüchtig an seinen grauen hohen Kastorhut und wollte vorüber. Doch dicht vor Christian blieb er stehen, als wenn ihm plötzlich etwas Besonderes eingefallen:

„Hab' ich die Ehre mit Herrn Gutenberg — —“ fragte er.

„Mein Name ist Gutenbier — —“ entgegnete Christian, auch diesmal nicht ohne die Anzeichen der Verwunderung.

„Bier — ganz richtig — Bier, nicht Berg — freut mich, daß ich das Vergnügens habe, hab' schon immer gewünscht, Sie zu treffen, liebster Herr Gutenberg — Bier, wollt' ich sagen.“

„Sehr schmeichelhaft, Herr Geheimer Kommissionsrat, wenn ich auch nicht weiß, wie ich zu der Ehre komme — —“

Der Geheime Kommissionsrat wiegte sein Haupt herüber und hinüber: „Spaß, — ein talentvoller junger Mann, wie Sie sind! — Sagen Sie 'mal, — was blasen Sie doch — —?“

„Ich — blasen?“ Jetzt zeigten Christians Gesichtszüge das selbe außerordentliche Erstaunen, wie bei der Begrüßung des Major's.

„Nu ja, lieber Herr Gutenbier, — oder was spielen Sie, — vielleicht blasen Sie nicht, — kann ich mich doch irren — 's Piano oder die Violine, 's Waldhorn oder die Flöte, die Salonzither oder die Guitare — was weiß ich, was so'n junges Genie alles für Töne hervorbringen kann —“

„Herr Geheimer Kommissionsrat, Sie irren sich offenbar in meiner Person, ich spiele gar nichts, — ich bin Philologe und gar nicht musikalisch —“

„Garnicht musikalisch — so?“ sagte der Kommissionsrat, indem er immerfort mit dem Kopfe wackelte. — „Nu, ist auch kein Fehler. Ich bin auch nicht musikalisch. Aber Sie tanzen doch?“

„Allerdings — ich tanze —“

„Nu also, — und Gesellschaftsspiele und Sprichwörter wissen Sie bestimmt auch die Masse; das schlägt ja in ihr Fach als Philologe — nicht wahr? Sie kommen also —“

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, geehrter Herr Geheimer Kommissionsrat —“

„Sie verstehen nicht? Warum sollten Sie nicht verstehen — Alle acht Tage Sonnabends ist bei mir jour fix, — wissen, so 'ne zwanglose Gesellschaft. 'S wird musiziert und getanzt, — und auch vernünftiges gemacht — Whist und L'hombre gespielt und 's junge Volk macht Gesellschaftsspiele, meine Töchter — die Sarah, die Elwira und die Clotilde und auch meine Nichte, die Emma, an der Spitze. Und, wissen Sie, ich berühmt mich nicht, mir kann's ja egal sein! — Alle die einmal dagewesen sind, sagen, 's wäre ausgezeichnet schön auf meinem jour fix, und besonders 's Buffet finden alle großartig; unter uns gesagt,“ — der Herr Geheimer Kommissionsrat schlug sich in höchster Selbstgefälligkeit auf sein rundes Bäuchlein, — „die vielen Lieutenants, die zu mir kommen, essen sich immer für acht Tage satt, und das machen sie ganz recht, — ich geb's gerne, — warum, — weil ich's kann!“

Christian war sprachlos, und ich mußte mir unmenschliche Mühe geben, um nicht in helles Gelächter herauszuplazen.

Der Geheimer Kommissionsrat schickte sich an zum Gehen. Er schüttelte Christian die Hand und nickte mir huldvoll zu.

„Es tut einem wirklich wohl“, jagte er, „mit so einem liebenswürdigen und gecheiten jungen Manne zu plaudern. Man muß sich so viel ärgern. Hab' ich gestern bestimmt gedacht, Lombarden würden wenigstens um 3 Prozent weichen, — wobei ich hätte ein Geschäft gemacht von wenigstens 6000 Taler Profit, — sind sie aber geblieben fest, weil heut ganz unerwartet viel Nachfrage, — und da hab' ich abschließen müssen mit noch nicht 600 Taler Profit. Sehen Sie, junger Herr, so was ärgert unsereinen, der ist gewöhnt an die großen Geschäfte, wahrhaftig mehr, als es irgend einen Hungerleider ärgert, wenn er 'nmal sein bißchen Wochenlohn verliert. Unsereiner hat eben ein viel feineres Gefühl, als gewöhnliche Leute. — Na, Sie kommen bestimmt nächsten Sonnabend, ich sag's meinen Töchtern, daß es gewiß ist — nun mein lieber Herr Gutenbier, — adieu!“

Als er weit genug entfernt war, um uns nicht mehr zu hören, ließ ich meiner Heiterkeit die Zügel schießen.

„Siehst du, Christian, daß ich recht habe, — du bist wirklich ein Glückspilz. Jetzt war's im Handumdrehen zu Ende mit deinen Nahrungsorgen. Alle Sonnabend besuchst du die Gesellschaft des Geheimen Kommissionsrats Brendel und ist dich, wie die vielen Lieutenants, auf die nächsten acht Tage satt. Und dann die idealen Genüsse — die Sprichwörter und Gesellschaftsspiele, die Musik und der Tanz, Whist und L'hombre — und Töchter und Nichte, — schwarzlockige Jüdinnen pilantester Art — hier diese vier, dort die sechs Majorstöchter, — nun kannst du dich im Notfall schon auf fünf Doppellieben einlassen —“

„Mir wird von alledem so dumm — so ungeheuerlich dumm,“ sagte Christian. „Was hat das in aller Welt zu bedeuten? Will mich denn die ganze Welt zum Narren halten?“

Der weitere Verlauf dieses Tages schien in der That Christians seltsame Annahme zu bestätigen.

Wir ließen uns in einem der elegantesten Restaurants des Büllauer Parks nieder, tranken jeder ein Glas Wiener Bier und plauderten über die merkwürdigen Vorkommnisse der letzten Stunden. Nach mancherlei Hin- und Herreden und Scherzen — das Scherzen war allerdings fast ausschließlich auf meiner Seite, — kam Christian zu der Ueberzeugung, an dem Ebengeschehenen könne man gerade erst recht sein Pech ermesen. Wären ihm zwei so ausgezeichnet situirte Männer wie der Major von Zahlen und der Geheimer Kommissionsrat Brendel noch vor wenigen Monaten so entgegengekommen, so wäre ihm das gewiß sehr angenehm und äußerst hoffnungreich erschienen — denn wenn ihm auch die bräusle Manier des alten Stabsoffiziers nicht sehr zusagte und das cynisch-prahlerische Wesen des durch verwegene und wahrscheinlich nicht immer ganz saubere Spekulationen emporgekommenen Kaufmanns selbst entschieden antipatisch und fatal sei, so würde er so einflußreiche Verbindungen auch dann verständiger Weise nicht von der Hand gewiesen haben, falls auch nicht dort sechs berühmte Schönheiten und hier — mit der Nichte — vier zwar nicht ganz so schöne, aber doch zweifellos hübsche und vor allem ungewöhnlich reiche Mädchen die Bekanntschaft interessanter gemacht hätten. Jetzt aber, wo er, Christian, vor einer trostlosen Zukunft stehe, wo er trostlos verliebt sei, könnten ihm auch wahre Göttinnen an Schönheit und Reichtum, sammt allen einflußreichen Vätern des Erdenrundes nichts mehr helfen.

„Du lässest eben einfach jeden Gedanken an die unerreichbaren Unbekannten fahren und giebst dir Mühe, dich in die erreichbaren Schönen zu verlieben. Du hast ja die Wahl, du Sonntag'skind. Neben der stolzen Thuzmelde, der flammendängigen Koswirtha werden die Bilder der geliebten Unbekannten ebenso rasch verbleichen und in Vergessen geraten, wie neben den in Gold gefaßten Juwelen Sarah, Elwira, Clotilde — und hast du dir das Herz einer dieser Schönen erobert, so ist die Trostlosigkeit deiner Zukunft mit einem Schlage verwandelt in lachenden Sonnenschein.“

Christian blieb bei seinem trübseligen Hauptschütteln. Für ihn sei das alles nichts. Er werde nie und nimmer ein Weib nehmen des Geldes willen. Er hätte überhaupt nie freien Mögen und freien können, bevor er sich und dem Mädchen seiner Wahl durch eigene Kraft eine ehrenvolle und gesicherte Existenz errungen. Er könne auch nicht die Gegenstände seiner Herzensneigung wechseln, wie man den Rock wechselt. Und wenn die Bilder der unbekanntenen Mädchen auch allgemach verblässen sollten, an der Tatsache seiner Existenzlosigkeit — dieser Wurzel alles Uebels — ändere ja das nicht das mindeste. —

Doch ich sah ein, daß es aussichtslos sei, den Freund in diesen Fragen zu belehren und wollte daher dies Gebiet völlig verlassen. Gesprächsstoff bot sich in Hülle und Fülle ringsumher — überall saßen frohgelante Frauen und Mädchen, Männer und Greise — Kinder sprangen jubelnd auf den üppigen Rasenplätzen umher, haschten sich oder schlugen Ball, — rechts und links — vor und hinter uns bunte, vielbewegte Bilder eines abwechslungsreichen Lebens.

Unter all' den Menschen fanden wir manches bekannte Gesicht, — oft hatten wir zu grüßen und wurden gegrüßt. Und auch jetzt fiel uns beiden gleich sehr auf, daß die Christian geltenden Grüße fast alle besonders freundliche, höfliche, ja respektvolle waren. Es war, als hätte sich die ganze gute Gesellschaft unser Vaterstadt verabredet, Christian zu erfreuen und auszuzeichnen.

Und was uns besonders auffiel, war, daß Leute, welche Christian kaum beachteten, als wir kamen, — obgleich sie ihn sicherlich gesehen und erkannt hatten, beim späteren Vorüberpassiren an unserem Plaze auch wie umgewandelt waren.

„Du bist der verwunschene Prinz des Märchens, nur daß du nicht aus einem Prinzen irgend etwas anderes weniger angenehmes geworden bist, sondern umgekehrt über Nacht aus einem gewöhnlichen Sterblichen in den Augen der Leute zum Prinzen geworden zu sein scheinst.“

„Dieses sehr problematische Vergnügen wird bald zu Ende sein, — da kenn' ich mein Pech — —“ seufzte Christian.

„Weshalb? Vielleicht kommt's noch besser! Vielleicht fällt dir heute auch noch eine ehrenvolle Existenz in den Schoß, — damit die Wurzel all deines Uebels für alle Zeiten ausgerottet sei — —“

Kaum zehn Minuten nach diesen Worten tauchte eine stattliche Männererscheinung an unserem Horizonte auf. Die Blicke sehr vieler unter den Umstehenden wandten sich nach ihr hin. Uns war sie wohlbekannt: der berühmteste Professor der philosophischen Fakultät unserer Universität, Geheimrat Dr. Krösch, kam langsam und würdevoll, die Hände auf dem Rücken, ohne alle Begleitung — wie es seine stadtbekannt gewohnheit war — dahergeschritten. Wir hatten beide bei ihm gehört, — Christian noch im letztvergangenen Semester. Als der große Gelehrte in unsere Nähe kam, erhoben wir uns ehrfurchtsvoll grüßend.

Er dankte, wie es seine Art war, mit vollkommener Höflichkeit, — und er blieb, — wie es gar nicht seine Art war — vor uns stehen.

„Salve, salve, mein bester Herr Gutenbier,“ sagte er, indem er Christian die schlante, feinbehandelte Rechte entgegenstreckte. „Trent mich Sie zu sehen. Mir kommt da eben ein Gedanke, — zu meiner Arbeit über die Grundeigentumsverhältnisse im Altertum, Mittelalter und Neuzeit, — bedarf ich eines jungen, kenntnisreichen, fleißigen Mitarbeiters, — Sie scheinen mir seit längerem nun der geeignetste unter den jungen Gelehrten, die ich kenne, — schlagen Sie ein! Solch' sonnige Tage, wie heute, sind stets die Tage zukunftsreicher Bündnisse. — —“

Das war die weitaus größte Ueberraschung, die dem guten Christian an diesem überraschungsreichen Tage zustößen konnte.

„Aber — verehrter Herr Professor — Herr Geheimrat, —“ stammelte er völlig fassungslos, „das ist zu viel der Güte — ich — ich stehe ja noch vor dem Examen — habe keine Aussichten — nichts — meine geringen Kenntnisse, — keine, gar keine schriftstellerische Erfahrung, — die hohe Aufgabe geht weit — himmelhoch über meine Kräfte. — —“

Der weltberühmte Gelehrte betrachtete den aller Zuversicht baaren Jünger seiner Wissenschaft mit freundlichem, überaus feinem Lächeln.

„Schon gut, bester Gutenbier. Ihr Staatsexamen machen Sie zu Michaelis. Unsere gemeinschaftlichen Arbeiten werden Sie darin nicht stören, sondern fördern. Gegen Ostern können Sie sich dann habilitieren. Was Sie zu diesem für einen Tüchtigen unschweren Vorhaben bedürfen, — werden Sie haben. — Auf Wiedersehen, meine Herren, — ich hoffe, Sie, Herr Gutenbier, nach meinem morgigen Vormittagskolleg bei mir zu sehen. Und Sie, Herr Eckart, lassen es wohl an Ihrem Freundesrate nicht fehlen — —“

Mit wahrhaft vornehmer Vertraulichkeit nickend, schritt der stolze Mann der Wissenschaft weiter. Die Zustimmung Christians wartete er nicht ab. Er war gewohnt, überall, wo er erschien und wo es ihm nur darum zu tun war, die Gemüter zu lenken, die Handlungen, ein Herrscher im Reiche des Geistes, nach eigenem Ermessen widerspruchsfrei zu bestimmen.

An Christians Kleinmut wäre jedoch beinahe auch sein gewaltiger Einfluß gescheitert.

Es wäre in Christians Lage zwar heller Wahnsinn gewesen, das wahrhaft brillante, hoch ehrenvolle Anerbieten des Geheim-

rats Professor Dr. Krösch auszuschlagen, — tausende viel besser situierte Studierende, die kurz vor dem Examen standen oder dieses glücklich überwunden hatten, — duzende von Privatdozenten und gar mancher außerordentliche Professor hätten an seiner Stelle mit Begeisterung zugegriffen, er aber hatte tausend Bedenken — seine gänzliche Mittellosigkeit, — er könnte doch unmöglich seinen edlen Gönner am ersten Tage anpumpen, — seine wissenschaftliche Unfähigkeit und Kenntnisslosigkeit, — er müßte sich tagtäglich vor dem in Herz und Nieren dringenden Universalgelehrtenauge des berühmten Mannes schmächtig blamieren, endlich auch sein Pech, daß ihn beim Examen ganz gewiß in fürchterlichen Fallstricken zugrunde gehen lassen würde, — dies und noch viel mehr schien ihm eine Annahme des glänzenden Antrages zur abscheulichsten Gewissenlosigkeit zu stempeln.

Aber der weltkluge, menschenkundige Professor hatte nicht umsonst an meine Freundschaft zu Christian appelliert. Ich setzte ihm zu, ich bearbeitete ihn, — wie ich's vorher mir selber nicht zugetraut hatte — und ich ging ihm nicht eher von der Seite, bis er mir mit Handschlag und Ehrenwort versprochen hatte, am folgenden Morgen Schlag ein Viertel nach elf Uhr in der Wohnung des Professors Dr. Krösch sich zu stellen und seine Dienste bedingungslos dem großen Gelehrten zur Verfügung zu stellen.

Inzwischen hatte das letzte merkwürdigste Ereignis — das Engagement Christians zur Mitarbeiterschaft — die Begegnung mit dem Geh. Kommissionsrat und dem Major in den Hintergrund treten lassen.

Als ich allein meiner Wohnung zuschritt, grübelte ich über all' dieser Rätsel Lösung nach.

Ich fand aber keine plausible Erklärung, — gar keine, — nur einmal schoß mir wie ein Blitz der Gedanke auf, Christian habe mit seiner Preisarbeit den großen Staatspreis gewonnen und so sich mit einem Schlage die Anerkennung aller Welt erobert.

Bei näherer Betrachtung aber gab ich auch diesen Gedanken wieder auf. Der Tag, an dem die Preisrichter die versiegelten Couverts aufzumachen hatten, welche die Namen der Preisbewerber enthielten, stand noch bevor, somit konnte niemand wissen, wer der Preissträger sei, selbst wenn sich die Preisrichter über die beste Arbeit bereits geeinigt hatten, — wovon gleichfalls gar nichts bekannt war.

Und dann die sonderbare Tatsache, daß die vielumwobenen Töchter des Majors von Zahlen meinem überbescheidenen Freunde so berauschende Blicke zugeworfen hatten, und daß der Geh. Kommissionsrat ebenso wie der Major in so geflüstelter Weise seine Töchter in die Unterhaltung gezogen und mit Christian in geistigen Kontakt gebracht hatte — — diese Tatsache würde auch dann, wenn Christian glücklicher Preisgewinner und damit als tüchtiger junger Gelehrte gewissermaßen abgestempelt gewesen wäre — noch völlig rätselhaft geblieben sein.

Als ich so grübelte, fiel mir noch etwas frappierend in's Gedächtnis: Der Geheimrat Prof. Dr. Krösch war auch glücklicher Vater zweier Töchter. Beide stolz, sehr stolz, — noch viel stolzer als die Töchter des Majors von Zahlen, — die eine schön gewesen, die andere nicht häßlich — beide jedoch nicht ganz jung, etwas, wenn auch noch nicht zu sehr, verblüht — sollte hier meinem guten Christian etwa auch das Glück der Liebe blühen — etwa gar auch das einer Doppelliebe?“

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Der Flamingo (Phoenicopterus) oder der Stelzenhwan sollte eigentlich den Stelzvägeln zugehört werden, allein er schleicht sich an die entenartigen Schwimmbögel an durch seinen merkwürdigen, manchmal in der Mitte rechtwinkelig gebogenen Schnabel und die Schwimmhäute zwischen seinen Beinen. Er hat sehr dünne lange Beine, desgleichen einen langen dünnen Hals und sein Gefieder ist erst weiß

und bräunlich, dann wird es rosenrot. Diese Vögel bauen sich legel-förmige Nester aus Lehm oder Schlamm, auf denen sie, wie unser Bild zeigt, rittlings brüten, welsch letzterer Umstand übrigens bei einigen Arten bestritten wird. Der Flamingo lebt von Wassertieren, die er mit dem Schnabel schöpft, wobei er seinen als Kelle dienenden Schnabel so hält, daß die obere Seite desselben nach unten gerichtet ist. Diese Vögel, die sehr gesellig sind, halten sich am liebsten im Sumpfland, an den Mündungen der Flüsse und an Strand- und Binnenseen auf;

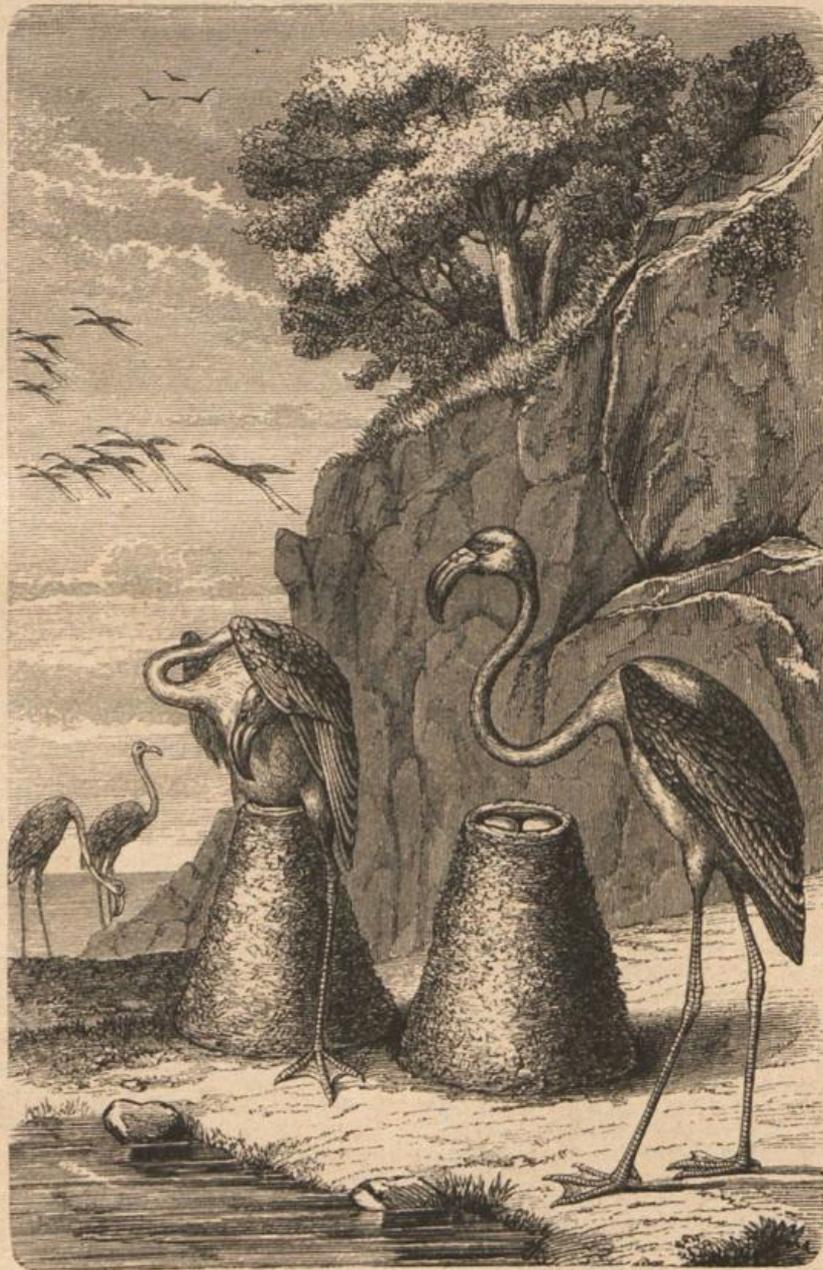
sie leben gefellig zu vielen tausenden bei einander und bilden, wenn sie in Masse zusammen fliegen, einen Keil. Man findet den Flamingo in der heißen Zone, in Ostindien, in Nord- und Ostafrika und am Karibischen Meer; die schönste Art befindet sich in Südamerika. Man hat auch schon in Deutschland Flamingos geschossen, die sich dahin verirrt haben; so wurden 1811 zu Bamberg und am Rhein solche erlegt. In Südrußland, auf Sizilien und auf Sardinien hat man den Flamingo den Hauszieren, resp. dem zahmen Geflügel beigelegt. Er läßt sich leicht

unserem Bilde sehen, sind die Gräber von Mameluken, die wahrscheinlich zum Gedächtnis irgend eines Mameluken-Bey's oder Häuptlings errichtet worden sind.

Die Mameluken oder Mamluken (von mamalik = Sklave) stammen ursprünglich aus dem Kaukasus. Im dreizehnten Jahrhundert wurden nämlich für den ägyptischen Sultan Nadschir Eddin 12 000 Tischerkessen und Mingrelier als Sklaven gekauft und nach Ägypten gebracht. Sie bildeten dort das stehende Heer unter dem Befehl von

34 Bey's und kannten keinen andern Beruf als den Kriegsdienst. Sie ähnelten sehr der russischen Garde der Strelizen und den türkischen Janitscharen und waren wegen ihrer wilden Tapferkeit und Grausamkeit bald weithin gefürchtet. Sie wurden häufig durch zirkassische Sklaven ergänzt, die man ausß beste in den Waffen unterrichten ließ. — Das ganze Corps der Mameluken war beritten und behandelte die übrige Bevölkerung Ägyptens mit einer schmachlichen Brutalität. Die gemeinen Mameluken konnten zu Häuptlingen avanciren.

Bald mischten sie sich in die politischen Angelegenheiten. Sie erschlugen 1254 den Sultan Turan Schah und machten den Mameluken Moß Zbegh zum Sultan, womit die Mamelukendynastie begann, die mit vielen Abwechslungen und Empörungen bis 1517 dauerte. — Die Mamelukendynastie weist sehr mächtige und kriegerische Fürsten auf. 1517 wurde der letzte Mamelukensultan von den Türken geschlagen und getödtet, und Ägypten kam unter die Herrschaft der Pforte. Die 24 Mamelukenhäuptlinge wurden nun Statthalter der Pforte in Ägypten, blieben aber so mächtig, daß sie wie Souveräne regierten. Als 1798 die Franzosen unter dem General Bonaparte in Ägypten eindrangen, standen die Mameluken noch in ihrem ganzen kriegerischen Ruhm und ihr Führer Murad Bey vermaß sich,



Der Flamingo oder der Stelzenschwan.

Dies war die historische Rolle des Flamingo, die mit dem Sturze des alten römischen Kaiserreichs auch zu Ende war.

Mamelukengräber bei Kairo. (Seite 585.) In der Umgebung der alten Hauptstadt Ägyptens am Nil befinden sich zwei merkwürdige und auffallende Gruppen von Bauwerken, die sogenannten Gräber der Khalifen und Mameluken. Ueber Entstehung und Bedeutung dieser Grabmäler weiß man nichts Näheres. Die Gräber der Khalifen liegen nördlich, die der Mameluken südlich von Kairo. Diese Bauwerke stammen aus der Zeit, da der Kunststil in der arabischen Architektur seine höchste Vollendung erreicht hatte und zeigen eine großartige Schönheit der Form. Jedes der Bauwerke hat eine spiz zulaufende Kuppel; manche haben auch zwei Kuppeln, und an das Schiff, an das sich die Kuppel lehnt, schließt sich öfters noch ein Minarett an. Was wir auf

er wolle die Franzosen „wie Kürbisse“ in Stücke hauen. Aber diese Prahlerei sollte sich schlecht erfüllen, denn in der Schlacht bei den Pyramiden wurden die mamelukischen Reitergeschwader gänzlich geschlagen. Die Franzosen hatten dichte Bivouacs gebildet und die Zwischenräume mit Batterien besetzt. Umsonst sprengten die Mameluken todesmüthig gegen die Bivouacs an. Das furchtbare Feuer der Franzosen brach den Angriff und Murad Bey mußte mit ungeheurem Verluste das Weite suchen.

Nach dem Abzug der Franzosen wollten die Mameluken Ägypten wieder beherrschen und sich ganz unabhängig machen. Die Bey's wurden hierauf von den Türken verhaftet und einige derselben ermordet; doch wurden die gefangenen Bey's von den Engländern wieder befreit. Darauf ermordeten sie den türkischen Statthalter und erhielten das Land in Unruhe unter vielen Greueln. Als Mehemed Ali Vicelkönig von

Ägypten wurde, ließ er 1811 die Häupter der Mameluken zu einem Gastmahle laden und sie niedermachen, um allein zu regieren. Das Korps der Mameluken als solches wurde aufgehoben und damit hörte die beinahe 600 jährige Herrschaft ehemaliger zirkassischer Sklaven über Ägypten auf.

Vielleicht hat nie ein Land einen härteren und grausameren Despotismus einer Kriegerkaste zu ertragen gehabt; die heutige Versumpfung und flauische Abgestumpftheit der ägyptischen Bevölkerung dürfte zu einem großen Teil auf die Wirkungen der Mamelukenherrschaft zurückzuführen sein.

Gärtnerische Kunst in Japan. (Seite 589.) In keinem andern Lande hat die Gartenkunst so frühzeitig eine so reiche Pflege gefunden wie im „Reich der Mitte“, China, und im „Reich des Ursprungs der Sonne“, was der Name Japan bedeutet, der eine Verästelung des chinesischen Tsi-pun-quo ist. War doch der gegenwärtig als alleinberechtigter anerkannte natürliche Gartenstil längst bei den Chinesen und Japanesen heimisch, bevor ihn die Engländer anwendeten, die selbst erst, nachdem sie von den chinesischen Gärten Kunde hatten, sich zur Reform der Gartenkunst aufrafften und den natürlichen Gartenstil nach Europa verpflanzten. Schon die Gärten des Kaisers Tschu, des ersten der von Wu-Wang 1222 v. Chr. gestifteten Dynastie dieses Namens, waren so groß, daß der Ackerbau dadurch gefährdet und das Volk, das mit den Lasten ihrer Unterhaltung überbürdet war, zur Empörung und Zerstörung der Gärten gezwungen wurde. Der Stifter der Dynastie Tsin legte sich Gärten von mehr als 30 Stunden im Umfang an, in denen er allein an 3000 Arten von Bäumen vereinigte und ebensoviele Palais erbauen ließ, als er Länder zerstört hatte, zu welchen die schönsten Gebäude derselben als Muster dienten. Noch toller trieb es Uti, der erste Kaiser der 197 v. Chr. gestifteten Dynastie der Han. Im Vergleich zu den Gärten, welche dieser chinesische Ludwig anlegte, sind die größten der europäischen Gärten nicht größer als ein mähiges Parterre, denn sie hatten mehr als 50 Stunden Umfang und waren mit Palais, Häusern, Kabinetten, Grotten u. s. w. förmlich besät. 30 000 Sklaven waren bei der Einrichtung dieser freien Gartenanlagen beschäftigt und sämtliche Provinzen des Reichs mußten zu den Gärten abschicken, was die Natur dort in den verschiedenen Jahreszeiten Schönes erzeugte an Blumenpflanzen, Sträuchern und Bäumen. Daß diese Gärten im Ganzen nach denselben Grundätzen angelegt waren, als unsere heutigen Parks eingerichtet werden, und Felswerk und inselreiche Gewässer einen Hauptzug darin bildeten, bezeugen verschiedene historische Nachrichten, insbesondere ein Gartengedicht des berühmten chinesischen Staatsmanns und Geschichtschreibers See-ma-kuang, der um 1086 n. Chr. schrieb. Eine Eigentümlichkeit der chinesischen und japanesischen Gärtnerei ist die Zucht von außerordentlich kleinen Zwergbäumen und ferner die Kunst, in den Bäumen und Sträuchern allerlei Figuren darzustellen. Ein neuerer englischer Reisender, Robert Fortune, gibt in seinem Buche: „Dreißigjährige Wanderungen in den Nordprovinzen von China“ (Aus dem Englischen, Göttingen 1853) ein Bild von den Mandarinengärten zu Ningpo und bemerkt in Bezug auf die Zwergbäume: Manche derselben sind wirklich merkwürdig und liefern ein Beispiel der Geduld und Empfindlichkeit dieses Volkes. Einige dieser Exemplare sind nur wenige Zoll hoch und sehen doch schimmlich vor Alter aus. Sie werden nicht allein dahin gezogen, alte Bäume in Miniatur zu sein, sondern manche werden auch dahin gebracht, wie die beliebtesten Pagoden des Landes auszufehen, andere wie verschiedene Arten Tiere, worunter der Hirsch das Lieblingstier zu sein scheint. Gewöhnlich werden Wachholder für den letzten Zweck gewählt, da sie ihn leichter in die gewünschte Form bringen können; Augen und Zunge werden hernach zugefügt und die Darstellung ist, im Ganzen betrachtet, wirklich gut.

In Japan, wo man in dieser Hinsicht das benachbarte China noch zu übertreffen scheint, bilden die Gärtner eine eigene Kaste, und die Gärtnerei verdankt den japanesischen Gartenkünstlern manche bedeutende Erfolge, so z. B. die Erzielung panachirter Pflanzen, wie der hübschen, dem Bandgras ähnlichen *Eulalia japonica* und der gefleckten *Eulalia zebрина*. Auch viele buntblättrige Ahornarten von wunderbarer Farbenpracht entzünden in Japan die Augen des Fremden. Die in unsern Gärten seit etlichen Jahrzehnten einheimisch gewordene *Dichytia* mit den herzähnlichen Blüten, stammt gleichfalls von dort. In Bezug auf künstliche Miniaturpflanzen wurde von mehreren Reisenden berichtet, daß ihnen Dojen mit blühenden Pfirsichbäumchen in Lilliputergroße zum Verkauf angeboten wurden. In welch wunderlicher und doch jüngerer Weise man dort selbst Werke der Technik in der Pflanzenwelt nachahmt, davon gibt unser Bild eine Probe. Es ist ein Schiff mit hohem, schlankem Mastbaum, das die Kunst des Gärtners mit einer Pflanzengruppe, die in der Nähe von Kioto im Schogungarten von Kintakui steht, zu Stande brachte. Oder sagen wir lieber die Künstelei; denn einem gefäuterten Geschmack kann eine solche Spielerei durch Vergewaltigung der Vegetation nicht entsprechen, und nicht zur Nachahmung, sondern als interessantes Kuriosum haben wir unsern Lesern das Bild zur Anschauung gebracht.

Der Wilderer. (Seite 597.) Der Gemsen-Sepp konnte das Wildern niemals lassen und er hatte daher auch seinen Namen. Es lag einmal so in seinem Blut wie bei so vielen Söhnen der Berge, die das Pfirschen nicht lassen können; vielleicht ist das noch ein Erbstück aus jener fernern Zeit, da die Jagd noch frei war und kein Gesetz die Berg-

bewohner hinderte, die flüchtige Gemse zu jagen. Aber diese schöne Zeit ist vorbei, und der Sohn des Berges ist nicht mehr frei, denn der Arm des Gesetzes reicht bis in die höchsten und letzten Sennhütten. Wenn der Dichter auf den Höhen der Alpen singt:

„Raum, ihr Herrn, dem Flügelschlag
Einer freien Seele!“

so wird er dabei weniger gestört als der Wilderer bei der Jagd. Den Dichter verfolgt höchstens der Kritiker bis in das Gletscherzeil, den Wilderer aber verfolgt der Förster, die Alpenpolizei.

Mehrmaals war der Gemsen-Sepp ertappt worden, wenn er einen saftigen Wildbraten in seiner Hütte hatte, über dessen Erwerb er sich nicht ausweisen konnte. Dann kam er vor's Kreisgericht und ward regelmäßig „verdonnert“. Trotzig und in finsternem Schweigen sah er dann seine Strafe ab. Wenn er wieder frei wurde, dann wurde er immer wieder rüdfällig. Er tat einen Jodler, der an den Felswänden widerhallte und nahm den letzten fehlenden Stuzen zur Hand, hing seine Tasche um und klonn fast eben so stink und gewandt wie eine Gemse die steilen Pfade empor. Er verfolgte das Wild bis in die letzten Schlupfwinkel.

Es war nicht der Berggeist, der etwa vor ihn hintrat und den wilden Jäger mahnte:

„Raum für alle hat die Erde;
Was verfolgst du meine Herde?“

nein, dem Gemsen-Sepp erstand ein anderer Feind. Der Förster in diesem Revier war ein harter und strenger Mann, wie es die Förster häufig sind. Der Beamte merkte wohl, daß der Gemsen-Sepp so manche Gemse wegjagte; aber er konnte ihn in der letzten Zeit nicht mehr erwischen. So oft er auch Nachts streifte; wie zum Hohn hörte er den Stuzen des Gemsen-Sepp immer auf den benachbarten Höhen knallen. Und der Gemsen-Sepp war so klug, zu Hause keinen Wildbraten mehr aufzubewahren. Wenn der Förster dem Sepp begegnete, dann zog ein spöttisches Lächeln über des Wilderers Gesicht, das so viel besagte als: Um mich zu fangen mühtest du zehmal geheimer sein!

Aber die Sache sollte ein böses Ende nehmen. Der Förster, der wegen des überhandnehmenden Wilderens von seinem Vorgesetzten eine „Naje“ erhalten hatte, lauerte in seinem Grimm dem Gemsen-Sepp Tag und Nacht auf, und so schlau der Wilderer es anfang, einmal lief er dem Mann des Gesetzes doch in die Hände. Der Sepp hatte gerade wieder eine feiste Gemse geschossen und suchte sie nach einem sicheren Versteck zu schleppen. Da kam der Förster daher. Aber der Gemsen-Sepp hielt nicht auf den Anruf, er suchte mit der Beute zu entkommen. Er rannte davon und überschritt mit sicherem Fuß den schmalen Steg, den ein Baumstamm über einem schwindelnden Abgrund bildete; da, als der Gemsen-Sepp den Steg schon fast ganz überschritten hatte, kam der Förster zum Schuß. Er traf nur zu gut. Der Gemsen-Sepp überschlug sich und rollte mit seiner Last hinab in den fürchterlichen Abgrund. Von Fels zu Fels, von Facke zu Facke fiel der Unglückliche. Als der Förster mit seiner Begleitung unten ankam, waren der Mann und die Gemse nur noch blutige Fleischmassen.

Und was sagte man dazu? Nicht viel. Nur einige mochten denken wie Freiligrat in seinem Gedicht: „Vom Harze“, das einen ähnlichen Fall schildert:

„Stracks ruh'n auf einem Karren
Das Wild und auch der Mann:
Zum Rot- und Schwarzwildscharren
Fort geht es durch den Lann.
Fort geht's in einer Heze —
Der Förster pfeift und lacht!
Warum nicht? Die Gesetze
Vollstredt' er nur der Jagd!“

A. T.

Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft.

Fortschritte der Glimmerwaren-Industrie.

Von Dr. Hermann Kräker in Leipzig.

Glimmer, ein Silikat von Kiesel und Tonerde nebst Eisenoxyd, welches stets noch einen oder mehrere andere Stoffe, wie Manganoxyd, Talkerde, Kali, Lithion, Kalk, Flußsäure zc. enthält, ist ein viel verbreitetes Material. Glimmer macht einen wesentlichen Gemengteil mehrerer Felsarten, namentlich Granit, Gneiß, Glimmerschiefer aus, in denen es jedoch nur in Form kleiner Schüppchen vorhanden ist. Weniger häufig kommt es vor, daß Glimmer im Granit für sich in Blättern und Platten kristallisiert angetroffen wird.

Im allgemeinen unterscheidet man Kali-, Talkerde- und Lithion-Glimmer; alles Folgende bezieht sich nur auf ersteren. Je nachdem sie in dem Minerale verschieden gemengt sind, ist die Färbung des Glimmers eine sehr verschiedene. So kennen wir goldgelben, silberweißen, violeten, braunen, schwarzen, grauen Glimmer; seltener finden wir pfirsich-, purpur-, rosen- oder blutroten Glimmer. Das Ansehen des Minerals ist in den meisten Fällen perlmuttartig oder metallisch glänzend, und die früher dem Glimmer beigelegten Namen Kazengold

und Kagensilber lassen wohl darauf schließen, daß man ehemals diesem Minerale einen edleren Gestalt zugetraut mag haben.

Glimmer, auch Wica und fälschlich Marienglas benannt, hat die Eigenschaft, von seiner Säure angegriffen zu werden, und ganz besonders eigentümlich ist die fast unbegränzte Spaltbarkeit des tafelförmigen Glimmers in immer dünnere Blätter und Blättchen. Weiterhin ist Glimmer unverbrennlich, und Luft und Wässe üben auf ihn keinen Einfluß aus. Vermöge dieser Eigenschaften ist der Glimmer vielseitiger Anwendungen fähig und wendet man diesem Minerale gegenwärtig mehr Aufmerksamkeit zu, als es früher der Fall war. Zunächst findet Glimmer in der Chemie und Physik Verwendung, und wird er, je nach den betreffenden Zwecken in Form von Platten oder als Pulver geliefert. Max Raphael in Breslau führte vor nunmehr 19 Jahren zuerst in Deutschland die Industrie der Glimmerwaaren ein und machte in dieser Industrie immer mehr und mehr Fortschritte.

Da Glimmer außer den oben angeführten Eigenschaften auch die besitzt, durchsichtig wie Glas zu sein, so benutzte man denselben früher häufig zur Verglasung von Fenstern und Laternen; gegenwärtig macht man sich die durchsichtige Beschaffenheit des Glimmers zu Nutze, indem man ihn zu Deckgläsern, zu mikroskopischen Präparaten und zum Bedecken für aufzubewahrende Präparate von Pflanzen, namentlich von Laubmoosen benutzte. In England bedient man sich des Glimmers zu den Fenstern von Maschinenfabriken, indem Glascheiben zu häufig von Metallstücken, die beim Weißeln abfliegen, zertrümmert wurden. In jüngster Zeit hat man Glimmer mit Erfolg zur Anfertigung von Membranen zu Phonographen angewendet, gleichwie man auch in Telephone ein Diaphragma aus Glimmer hineinsetzt. In vielen Fällen benutzt man Glimmertafeln (in Sibirien werden derartige Tafeln zu 2–3 Fuß Ausdehnung gewonnen) zum Einsetzen in die Türen oder Wände von Schmelz- und anderen Öfen, um sich eine bequemere Einsicht zu verschaffen. Erwähnt sei ferner, daß Glimmerplatten zu Windrofen für Schiffskompassse und zu Fenstern auf Kriegsschiffen Anwendung finden, indem die Erschütterungen durch die Artillerie die Glascheiben zu leicht schädigen. In Form unverbrennbarer Lampencylinder für Gas, als Lichtschützer, als Blaker oder Rauchfänger, welche letztere den Zweck haben, das Schwärzen der Zimmerdecken zu verhüten, hat sich Glimmer fast unentbehrlich gemacht. Die Blaker, von denen Raphael jährlich mehrere hunderttausend Stück in den Handel bringt, wurden früher mittelst Metallklammer oder Federn an den Lampencylinder oder an die Glode befestigt; da jedoch das Metall beim Brennen oxydiert wird, so verliert der Blaker an seinem guten Aussehen, außerdem wird auch durch die Einwirkung der Hitze die Metallfeder weich, sie verliert insofern ihre Spannung und bewirkt, daß der Blaker auf dem Lampencylinder oder auf der Glode schiefe sitzt. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat nun Raphael gegenwärtig Blaker hergestellt, bei denen die Metallklammer oder Feder durch eine Befestigung von Glimmer ersetzt wird. Derartige Blaker eignen sich sowohl für Gasbeleuchtung, als auch für Petroleum-Öllampen, und vermindern das Zerpringen der Glasröhren und Gloden ungemein. Auch Fensterbilder und elegante Nachklampen, die schön kolorierte Landschaften und Genrebilder auf Glimmer oder transparente Photographien allgemein beliebter Bilder hervorragender Künstler auf Glimmer enthalten, werden gegenwärtig in großen Mengen hergestellt, gleichwie auch Lampenschirme auf Karton mit unverbrennbarer Glimmerkrone als Klapp- und feste Schirme angefertigt werden. Vor einiger Zeit hat Raphael unter Patentschutz stehende Dien- und Kaminschirme aus Glimmer verfertigt, welche nach einer Mitteilung in den „Neuesten Eisfind. und Erfind.“ aus einem schmalen Messingrohrgestelle in cuivre poli bestehen, welches in seiner Verlängerung die Füße bildet. Innerhalb des Gestelles sind in gefälliger Form Glimmerplatten einander befestigt, so daß das Ganze das Aussehen einer decorierten Glimmerfläche erhält. Da Glimmer ein schlechter Wärmeleiter ist und dadurch die intensive Hitze, die aus dem offenen Kamine oder Ofen herausstrahlt, gemildert und im Zimmer gleichmäßig verteilt wird, so eignen sich Glimmerschirme sehr gut zu Kamin- und Ofenvorsegen. Weiterhin hat man bei diesen Schirmen, insofern der Durchsichtigkeit des Glimmers, die Annehmlichkeit, daß man das Feuer jederzeit beobachten kann. Eine ebenfalls neuere Verwendung des Glimmers ist diejenige zu Schutzbrillen für Arbeiter. Diese Brillen, welche sehr wohlfeil sind, eignen sich für alle Arbeiter, welche in Maschinenwerkstätten, in Steinmetzwerkstätten u. arbeiten, da diese Art Brillen gegen das Einfliegen von Splintern ins Auge Schutz gewähren; aber auch für solche Arbeiter, welche bei offenem Feuer arbeiten, sind Glimmerschutzbrillen gegen die strahlende Hitze eine wahre Wohlthat.

Der in England hier und da zu den verschiedensten Gegenständen benutzte Glimmer wird aus Ostindien bezogen und wird auch bei uns das indische Produkt seiner Reinheit wegen benutzt. Die Anwendung von Glimmer in Form von kleinen Schüppchen gewinnt ebenfalls in neuerer Zeit immer mehr und mehr günstige Aufnahme, indem in dieser Form Glimmer unter dem Namen Glimmerbrotat oder Perlmutterglas zum Verzieren von Galanterie- und Spielwaaren dient. Es existiren gegenwärtig Fabriken in Wien, Amberg u., welche Silberbrotate und farbige Glimmerbrotate in den Handel bringen. Das Silberbrotat ist der natürliche, silberweiße Glimmer, der zu Schüppchen gepocht und gemahlen, mit Salzsäure ausgekocht, gewaschen, getrocknet und durch verschiedenartige Siebe in mehrere Sorten geschieden wird. Die farbigen Glimmerbrotate werden durch Färben des natürlichen

Glimmers mit Anilinfarben hergestellt. Werden nun solche feine Glimmerbrotate auf einem mit Gummi arabicum oder Leim klebrig gemachten Grund gepudert und später noch mit einem feinen Lade überzogen, so entstehen dadurch schöne Verzierungen, die für die verschiedensten Galanterie- und Spielwaaren passen und effektiv wirken. Glimmerbrotat hat vor anderen Brotaten, welche aus gewissermaßen unfertiger, nicht völlig gepulverteter und mehr schüppchenförmiger Bronze (Kupfer- und Zinn-Legirung) bestehen, den Vorzug, daß ersteres durch die Einwirkung von Schwefelwasserstoff nicht angegriffen, d. h. nicht geschwärzt wird, wie dieses bei letzteren stets der Fall ist.

Wir sehen demnach, daß die Glimmerwaaren-Industrie gegenwärtig sich schon recht gehoben hat und nicht nur zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern auch für den praktischen Gebrauch in Haus und Hof mannichfache Anwendung findet und noch weiterhin finden wird.

(Natur, 1884, Nr. 23 v. 21. Juni.)

Die Schädigung Frankreichs durch die Phyloxera. Der Präsident der Handelskammer von Bordeaux, Herr Lalland, hat kürzlich über die Lage des Weinbaues in Frankreich einen Bericht erstattet, nach dem man sich eine Vorstellung von den seitherigen Verheerungen der Phyloxera machen kann. Danach waren in 10 Departements des südlichen Frankreichs von 871 755 Hektaren Weinpflanzungen bis zum 1. Oktober 1882 612 628 Hektaren vollständig zerstört, ferner in 40 teilweise ergriffenen Departements von 1 544 231 Hektaren zerstört 151 170 Hektaren, zusammen 763 799 Hektaren. Zu diesem vollständig zerstörten Areal kommen weiter 642 978 bereits affizierte Hektaren, so daß 1 406 777 Hektaren rejuviren, in denen die Phyloxera verweistend aufgetreten ist, also mehr als die Hälfte des Flächeninhalts aller französischen Weinberge. Der für Frankreich bis jetzt erwachsene Schaden wird auf 5 Milliarden geschätzt, und Frankreich ist heute genötigt, für 500 Millionen Franken Wein und andere Getränke einzuführen. Ein gewisser Trost für diese Kalamität bleibt der gute Erfolg mit dem Anpflanzen amerikanischer Reben, mit denen bereits 20 000 Hektaren bepflanzt worden sind. Der durch das französische Gezei vom 22. Juli 1874 ausgelegte Preis von 300 000 Franken für ein wirksames Vertilgungsmittel der Phyloxera wurde auch im letzten Jahre nicht zuerkannt. Andererseits gibt jedoch, wie die Phyloxera-Kommission konstatierte, die Verteidigung und Wiederherstellung von Weinbergen gute Hoffnungen für die Zukunft.

(Polytechn. Notizbl. 1884, Nr. 15.)

Dreifache Eisenbahnkreuzung. Die amerikanische „Railroad Gazette“ lenkt die Aufmerksamkeit auf ein wahrhaftes Kuriosum der heutigen Eisenbahntechnik: die Kreuzung dreier Hauptbahnen in verschiedenen Höhen. Unweit von Pittsburg bei der Millville-Station zwingt sich von Osten nach Westen die Pennsylvania-Bahn durch ein enges Tal; von Süden kommend bricht die Junction Railroad aus einem Hügel hervor, um sofort wieder unterhalb des Pennsylvania-Geleises die Tiefe zu suchen, und hoch in der Luft, 21 Meter über ersterer, 27 Meter über letzterer Linie zieht die East-End-Railroad dahin in einer schönen Bitterbrücke von 229 Meter Gesamtlänge, 37 Meter größter Spannweite. — Ein ähnliches, wenngleich weniger imponantes Zusammentreffen tritt uns in der Nähe von Ludgate-Hill-Station in London entgegen. Hier überbrückt die London-Chatam- und Dover-Bahn den Straßenzug, während unterhalb desselben zwei Linien der unterirdischen Metropolitan-Railroad sich kreuzen.

(Polytechn. Journal 1884, Heft 4.)

Celluloid-Imitation als Ersatz für Elfenbein. Auch das Celluloid wird bereits nachgemacht. Das Ersatzmittel soll die Härte und den Glanz des Celluloids besitzen und feuerfester sein. Es wird nach dem „Techniker“ folgendermaßen hergestellt: Zu einer Lösung von 200 T. Cassia in 50 T. Ammoniakflüssigkeit und 400 T. Wasser oder von 180 T. Eiweiß in 400 T. Wasser werden 240 T. ungelöschter Kalk, 150 T. essigsäure Tonerde, 50 T. Alaun, 1200 T. schwefelsaurer Kalk und zuletzt 100 T. Öl gegeben; für dunkelfarbige Gegenstände fügt man statt der essigsäuren Tonerde 75–100 T. Tannin hinzu. Die zu einem glatten Teige verarbeitete Masse wird mit Walzen zu Platten geformt; diese werden dann getrocknet und in erhitzte Metallformen gepreßt, oder die Masse wird in Pulver verwandelt und in die erhitzten Formen unter starkem Druck eingepreßt. Die so gewonnenen Gegenstände werden in ein Bad aus 100 T. Wasser, 6 T. weißem Leim und 10 T. Phosphorsäure gebracht, schließlich getrocknet, polirt und mit Schellack gefirnisset.

Braune Holzbeize. Eine solche Beize, welche sich zur Imitation von Eichen-, Nuß- und Kirschbaumholz eignet, erhält man nach der „Zeitschrift für Drechsler, Eisenbeingraveur u.“ dadurch, daß man die gewöhnliche, in jeder Apoteke käufliche Jodtinktur mit Alkohol verdünnt; je nach größerem oder geringerem Zusatz des letzteren erhält man hellere oder dunklere Nuancen von Braun. Man trägt die Beize mit einem breiten Pinsel oder einem Lappchen auf das Holz, läßt trocknen und polirt dann mit gewöhnlicher Politur. Anstatt diese zu verwenden, kann man auch der Beize weißen Schellack zusetzen, und erhält alsdann eine Beizpolitur, mit welcher man beide Operationen vornehmen kann. Das Poliren ist unbedingt nötig, wenn die Wirkung der Beize eine dauernde sein soll.

Für unsere Hausfrauen.

Ueber die Konservierung des Fleisches.

II.

D. Konservierung des Fleisches durch säulniswidrige Stoffe.

6) Essigsäure.

Mit Wasser verdünnte Essigsäure stellt den Essig dar, und dieser wird oft genug dazu verwendet, um Fleisch zum Küchengebrauch vorzubereiten. Indem die Essigsäure auf das Bindegewebe des Fleisches einwirkt, lockert sie den Zusammenhang der Fasern, die Zähigkeit des Fleisches wird gemindert, es wird mürber und für die Zähne angenehmer. Daß der Geschmack des Fleisches durch den Essig ebenfalls in angenehmer Weise geändert wird, ist hinreichend bekannt. Der säulniswidrige Effekt der Essigsäure ist aber auch nicht zu übersehen. Vieles Fleisch wird nur um deswillen in Essig gelegt, weil man es im Augenblick im Haushalt nicht gebrauchen kann.

7) Alkohol.

Mit wasserfreiem Alkohol, aber auch mit Weingeist kann man die verschiedensten Teile geschlachteter oder sonstwie umgekommener Tiere konservieren. Man sieht dies in zoologischen Museen, wo Fische und andere Tiere, mit Weingeist in Gläser gebracht, paradien. Für den Küchen- und Hausgebrauch kommt der Weingeist als Konservierungsmittel des Fleisches kaum in Betracht. Dagegen macht man davon die ausgedehnteste Verwendung bei der Konservierung von Früchten.

8) Aeter.

Nach Martin kann man vom Aeter zur Konservierung des Fleisches eine Anwendung machen. Das Fleischstück wird mit Baumwolle eingehüllt, mit Aeter besudelt, in eine Blechbüchse verpackt und die Büchse zugedreht. So aufbewahrtes Fleisch wird schließlich dem Verfall des Publikums erhalten. Es riecht, selbst zu wiederholten Malen mit Wasser gewaschen, nach Aeter und schmeckt darnach und zerfällt beim Kochen in unzählige Fasern.

9) Schwefelkohlenstoff.

Professor Zöllner in Wien empfiehlt den Schwefelkohlenstoff zur Konservierung von Fleisch und anderen Nahrungsmitteln. Er brachte Ochsen- und Kalbfleisch in eine Atmosphäre von Schwefelkohlenstoff. Nach 32 Tagen, als das Fleisch besichtigt wurde, zeigte es eine blässere Farbe auf der Oberfläche, im Innern war das frische Ansehen vollkommen erhalten. Das Fleisch hatte bei 15–24° C. hingestanden. Auch Erdmann bestätigt die antiseptische Wirkung des Schwefelkohlenstoffs. — Der Schwefelkohlenstoff ist eine farblose, klare, stark lichtbrechende, unangenehm riechende, bei +48° C. siedende, schon bei gewöhnlicher Temperatur rasch verdunstende, leicht entzündliche, in Wasser wenig, in Alkohol, Aeter und Oelen leicht lösliche Flüssigkeit.

10) Holzkohle.

Die Holzkohle besitzt die Eigenschaft, sehr energisch Sauerstoff und Ammoniak, ferner viele putride Gase, überreichende und färbende Substanzen zu absorbieren, und sie wird deshalb, allgemein betrachtet, unter die antiseptischen Mittel gerechnet. Zur Aufbewahrung von Fleisch hat man das Kohlenpulver hier und da angewandt; unzweifelhaft wirksam ist dasselbe, wenn es mit einer schwachen Lösung von Karbolsäure imprägniert ist.

11) Bor säure, Borax.

Schnebler empfiehlt, wie es scheint, ohne genügenden Grund, den Borax zum Konservieren des Fleisches. Herzen vereinigt den Borax mit der rohen Bor säure und stellt damit eine wässrige Lösung her. Dieselbe wird weiter mit Kochsalz und Salpeter versetzt. Das mit diesem Stoffgemenge behandelte Fleisch soll sich gut halten. Suiilot empfiehlt statt der Bor säure die Anwendung des Calciumborat ($B_4 O_7 Ca$).

12) Essigsäures Natrium, Natriumsulfit.

Sacc bemühte sich auf das essigsäure Natrium ein Konservierverfahren zu gründen. Ich halte es für wenig praktisch, jedenfalls für sehr umständlich. — Während der Belagerung von Paris konservierte Gorges Hammelfleisch durch Behandlung mit Salzsäure und Natrium-

sulfit und Aufbewahren in geschlossenen Blechbüchsen, welche 1–10 Kilo aufzunehmen vermochten. Das präservierte Fleisch wurde für gut befunden.

Vermischtes.

Der „Blut-Wunder-Pilz“ in Eiern aufgefunden. Bekanntlich hat derselbe in der Geschichte der Menschheit insofern eine Rolle gespielt, als er durch sein plötzliches Erscheinen auf organischen Stoffen (Brot, Hostie, Speiseresten) in blutroter Farbe zu verschiedenen Zeiten Anlaß zu abergläubischen Vorstellungen und Ausbrüchen religiösen Fanatismus gab. In letzter Beziehung hatten es z. B. die Juden ebenso zu empfinden, wie wir das neuerdings, nur nicht ganz so tragisch, an dem verurteilten Tisza-Esler-Prozesse in Ungarn erlebt haben. Denn als man im Mittelalter Hostien mit dem fraglichen Blute gefärbt fand, zu einer Zeit, wo man mit Luther an eine wirkliche Inkarnation derselben (d. h. an eine Verwandlung der Hostie in den Leib des Heilands) glaubte, wurden die Juden blutig verfolgt, indem man sie beschuldigte, diese Hostien angestochen und so zum Bluten gebracht zu haben. In der neueren Zeit ist nun dieser Blutpilz öfters beobachtet worden. Erst Ehrenberg, gewissermaßen der Vater der neueren Mikroskopie, klärte die Sache dahin auf, daß er besagtes Prodigium (Wunderzeichen), wie es bei den Älteren hieß, als einen Organismus erkannte, den er Monas prodigiosa nannte und folglich in die Reihe der kleinsten tierischen Gebilde stellte. Heutzutage beliebt man jedoch, daraus einen Pilz zu machen, und jetzt heißt er Micrococcus prodigiosus. Selbigen fand nun F. Ludwig in Greiz sogar in frisch geputzten Eiern auf, deren Eiweiß davon durchweg rosenrot gefärbt war. Man findet des Beobachters Mitteilungen darüber sowohl in der „Zeitschrift für Pilzfreunde“ (1883, Heft 7–8), als auch in dem „Botanischen Zentralblatt“ (1884, Nr. 19). Jedenfalls ist der Micrococcus prodigiosus bisher noch nicht in Hühnereiern aufgefunden, soweit Aufzeichnungen vorliegen; wo er sich aber zeigen sollte, hat man ihn als ein ähnliches Gebilde zu betrachten, wie es in anderer Art das Blauwerden der Milch veranlaßt. („Die Natur“, Nr. 22.)

Der Kettig (Raphanos sativus) verschleucht nach süddeutschem Volksglauben den Schlaf; als sicher gilt dem Volke, daß sein Saft vor allerhand Insekten schütze, nicht minder vor den Bissen der Schlangen und anderen Gewürmes. Die dem 17. Jahrhundert angehörige „gestriegelte Rodenphilosophie“ erzählt uns, daß, wenn Kinder zum erstenmal in die Schule gehen, man nichts besseres tun könne, als ihnen Kettigschnitte auf ihr Butterbrod zu legen. „Sie lernen dann gar leicht die Buchstaben des Alphabets vorwärts und hinter sich aussprechen.“ — Die in Süddeutschland teilweise Kren genannte Pflanze (Cochlearia armoracea) wird fälschlich von uns Meerrettig genannt, da sie ja mit der See nichts zu schaffen hat. Vor dem kalten Fieber glaubt man sich in Thüringen zu schützen, wenn man am Charfreitag drei Meerrettigstangen verzehrt, was allerdings eine harte Nuß für manchen ist. In Süddeutschland wird der Meerrettig mit einem Stückchen Brot in die erste Garbe gebunden. So wähnt man sich gegen den argen Feind des fleißigen Landwirts, den sogenannten „Bilwizschnitt“ der Kornböden, zu schützen, der nach der Versicherung erfahrener Jäger übrigens nichts anderes ist, als die Spuren des Aesens der Hirse und Nehe, die oft rudelweise in die Felder gehen und darin weiden, und bei ihrem Vorwärtsgen die abgemäht scheinenden Gassen bilden. Solche Spuren finden sich nie in sehr ausgedehnten Getreidefeldern, sondern nur da, wo Wald in der Nähe ist, in welchem sich das Wild des Tages über aufhalten kann, was ganz der Ansicht jener Waidmänner entspricht. Auf der großen Ebene des Marchfeldes und in dem weiten „Tullner Boden“ vernimmt man nichts von dem Bilwizschnitt. („Europa“, Nr. 23.)

Rätsel.

Reine und unreine Reime.

Von meiner Torheit trag' ich jetzt die
In's schwere Joch für ewig eingespannt,
Konnt' ich dies Leben vorher einmal
Mein Schicksal hätt' ein mutig Reim gewandt.
Doch als dereinst wir süß und selig
Hab' ich den Himmel nur, die Hölle nie geahnt.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fort.) — Die Umgestaltung des Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheitsprozesse. Von E. Klebs in Zürich. (Schluß.) — Wie es im vorigen Jahrhundert dem „Gesinde“ erging. Von Dr. Bräutigam. — Bilder aus dem Auswandererleben. Von Hans Klug. — Eine Produktiv-Genossenschaft. Ein Bild aus dem deutschen Arbeiterleben. Von H. Groß. (Mit Illustration: Die Schiffswerfte in Memel. Eigentum der Schiffszimmerergenossenschaft in Hamburg.) — Die asiatische Cholera und ihre europäischen Verwandten. Von Bruno Geiser. (Schluß.) — Ein schnurrig Stüd Menschenleben. Humoristische Erzählung von Hans Eckart. (Fort.) — Unsere Illustrationen: Der Flamingo. — Wamelfulgräber bei Kairo. — Gärtnerische Kunst in Japan. — Der Wiltberer. — Mitteilungen aus dem Gebiete der Industrie, Technik und Landwirtschaft: Fortschritte der Glimmerwaren-Industrie. Von Dr. S. Krämer. — Die Schädigung Frankreichs durch die Phylloxera. — Dreifache Eisenbahnkreuzung. — Celluloid-Imitation als Ersatz für Eisenblech. — Braune Holzbeize. — Für unsere Hausfrauen: Ueber die Konservierung des Fleisches. II. D. Konservierung des Fleisches durch säulniswidrige Stoffe: 6) Essigsäure; 7) Alkohol; 8) Aeter; 9) Schwefelkohlenstoff; 10) Holzkohle; 11) Bor säure, Borax; 12) Essigsäures Natrium, Natriumsulfit. — Vermischtes: Der Blut-Wunder-Pilz. — Der Kettig. — Rätsel. — Arztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Ueber die Ernte und Aufbewahrung des Obstes.